Anekdoten

von

Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.

Drittes Bändchen.

Stuttgart 1838.
Franz Heinrich Köhler.

Anekdoten

von

Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.

Drittes Bändchen.

Stuttgart 1838.
Franz Heinrich Köhler.

Friedrich der Grosse.

1.

Friedrichs ausgezeichnete Liebhaberei waren schöne Hunde, besonders Windspiele. Ein Jäger war beauftragt, mehrere derselben, die aber alle schön gezeichnet sein mußten, aufzuziehen, aus denen Friedrich die schönsten wählte, die ihn dann beständig in seinen Zimmern, wie auf seinen Spaziergängen begleiteten. Eines dieser Thiere, Bich genannt, wurde bald des Monarchen ausgezeichneter Liebling, begleitete ihn überall, und so strenge das Verbot war, daß irgend ein Officier einen Hund mit in's Feld nehmen durfte, so machte doch Friedrich hierin — was er sonst in keinem Stücke that, eine Ausnahme. Biche begleitete ihn ins Feld, und oft hieß es auf dem Marsche: „Ha, ha, Fritz wird nicht weit seyn, der Hund läßt sich schon sehen!" — Fast alle Soldaten kannten das Thier, das dreimal in der Geschichte Friedrichs eine Rolle spielte. — Einst auf einem ziemlich starken und schnellen Marsche fehlte Biche, und der Monarch war unmuthig, daß dies schöne Thier nicht wie gewöhnlich bei der Ankunft im Quartiere ihm freudig entgegensprang. Vergebens waren alle Nachfragen; Niemand hatte den Hund gesehen und alle versprochenen Belohnungen auf das Wiederbringen des Thiers wurden umsonst ausgeboten, so viel Mühe sich auch die Posten, Patrouillen und Bedienten gaben, diesen Preis zu verdienen. Biche war wirklich verschwunden und der Monarch, der jeden Tag

nach seinem Liebling fragte, wurde mit jedem Tag verdrießlicher. Endlich nach fast einem Monat kam der König mit der Armee in jene Gegend zurück. Im Vorbeireiten an einem Garten sprang Biche aus dem Kreise einiger jungen Mädchen auf des Monarchen Pferd los, indem die Kinder laut aufschrieen und ihren Vater, einen Landprediger riefen. Dieser kam, als gerade Friedrich vor der erschrockenen Gruppe der Kinder hielt. — „Wie kommt Er zu dem Hunde, der mir gehört?" fragte der König mit einigem Unwillen. — Entschlossen und dreist erwiderte der Prediger: „Meine Kinder haben ihn von einer Markedenterin gekauft." Zufrieden mit dieser Antwort sagte Friedrich: „Nun, Noth hat Biche nicht gehabt, das sehe ich wohl. Komme Er doch heute in mein Quartier, Ich muß mich bei Ihm und seinen Kindern revangiren!" — Mit diesen Worten ritt er weiter und belohnte reichlich am Abend dem Prediger die Pflege seines Lieblings.

Einst wollte Friedrich ganz unbemerkt die Stellung der Feinde besehen; er stieg bei dem Recognosciren vom Pferde, ließ sein Gefolge in einem Gebüsche halten und ging zu Fuße nach einem Hügel, der eine weite Aussicht erwarten ließ. Mit einemmale sah er einen Trupp Panduren auf sich zukommen, dem er nur dadurch entweichen konnte, daß er sich in einen Graben warf, wo er sich unter einer elenden Holzbrücke verbarg, bis die feindliche Schaar vorüber war. Was des Monarchen Besorgniß vermehrte, war der Umstand, daß sein Liebling Biche ihm gefolgt war; dies treue Thier konnte ihn leicht verrathen, wenn es bei dem Geräusch der über die Brücke gehenden Panduren und reitenden Husaren zu bellen anfing, oder wenn es vorsprang und dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes erregte. Allein das Thier schmiegte sich still und ängstlich unter den Mantel Friedrichs, der, nachdem die Feinde, ohne ihn zu bemerken, weiter geritten waren, zu seinem Gefolge zurückeilte und sagte: „Meine Herren — dies ist mein bester Freund!" — Indeß durfte Biche von diesem Tage an den Monarchen nicht mehr bei seinen Recognoscirungen begleiten, sondern mußte bei der Bagage bleiben.

2.

Friedrich liebte den Scherz sehr, nur durfte dieser nicht mit der einmal eingeführten Landesordnung und mit den streng zu beobachtenden Pflichten irgend eines Standes in Berührung kommen. Als man einst vier Operntänzer von Berlin zu einem Feste nach Potsdam berufen hatte, kamen diese auf den Einfall, am Thore, wie das alle abgehenden und einkommenden Fremden zu thun verbunden waren, dem Unterofficier von der Wache ihren Namen anzugeben, demselben reihenweise das alte französische Liedchen zu dictiren. Der Erste: „Ma commère;" der Zweite: „Quand je danse;" der Dritte: „Mon cotillon;" der Vierte: „Va-t-il bien."

Der Unterofficier des Kronprinzlichen Regiments, der die französische Sprache nicht so gut verstand, als den preußischen Dienst, schrieb die vier wunderlichen Namen ganz genau in den Thorrapport, den der König täglich las. Anfangs lachte der Monarch laut über dies Liedchen, als aber die erste Wirkung verflogen war, ließ er den Leichtsinnigen sagen, daß er sie auch wohl einmal nach Spandau zum Tanze schicken könne.

3.

Der Magistrat einer kleinen brandenburgischen Stadt hatte an den König geschrieben, damit er die Bestrafung eines Menschen bestimmen möge, der in öffentlicher Gesellschaft Gott, den König und einen wohledeln Rath gelästert hatte. Der Monarch antwortete: „Wenn der Angeklagte Gott gelästert hat, so ist dies ein Beweis, daß er ihn nicht kennt, und Gott bedarf meiner nicht, um sich zu vertheidigen. Wenn er mich gelästert hat, so verzeihe ich ihm; hat er aber einen wohlweisen Magistrat gelästert, so verdient dies des Beispiels wegen bestraft zu werden; ich verurtheile ihn daher zu einem halbstündigen Gefängniß in Spandau."

4.

Kein Fürst hatte eine so dürftige Garderobe als Friedrich, dessen Einfachheit des Anzuges fast an Nachlässigkeit grenzte. Ein einziger blauer Tuchrock mit rothen Aufschlägen, eine gelbe Weste, gelbe oder schwarze Beinkleider, ein großer Hut war seine gewöhnliche Kleidung. Der Mangel an Kleidern setzte ihn bei einer seiner letzten Revüen in Schlesien in eine seltsame Verlegenheit. Es hatte ununterbrochen geregnet, und der damals vier und siebzigjährige Monarch machte es sich noch immer zur Pflicht, seinen Soldaten in allen Beschwerlichkeiten ihres Standes als Muster voranzugehen. Schon war es halb eilf Uhr und er hatte seine Generals zur Tafel eingeladen, welche um 12 Uhr stattfinden sollte; es mußten also in einer Stunde Rock, Weste, Beinkleider, Hemde, Stiefeln und Hut, und sogar seine Stulphandschuh getrocknet werden. Alles war so durchnäßt, daß man fürchten mußte, jedes einzelne Stück würde am Feuer einlaufen und der Monarch sich genöthigt sehen, seine Gäste in dem alten sammtenen Casaquin zu empfangen, das ihm gewöhnlich zum Schlafrocke diente. Seine Leute fanden kein anderes Mittel, als einen Landmann zu entkleiden, der ungefähr von der Figur des Königs war, und sich dessen als einer Form zu bedienen, auf der sie die Kleider des Königs trocknen könnten. Der gute Mann, der noch nicht wußte, welchen Zweck seine Umkleidung haben sollte, machte vor jedem einzelnen Stück tiefe Bücklinge und konnte sich aus Ehrfurcht nicht entschließen, sich mit den königlichen Kleidern zu schmücken. Da nun Köche und Soldaten bei ihm Kammerdiener waren, so kam, halb mit Güte, halb mit Gewalt, die Toilette endlich zu Stande und man führte ihn in die Küche. Mit dem tief in die Augen gedrückten Hute des Königs, wohl zugeknöpftem Rocke, ausgestreckten Armen, die Handschuh an den Händen, die er ganz öffnen mußte; ließ man ihn sich langsam vor dem Bratfeuer im Kreise herumdrehen und man kann sich wohl vorstellen, daß er sich nachher nicht lange bitten ließ, die ländliche Kleidung wieder an-

zulegen. Friedrich, welcher den Werth auch des Geringsten seiner Unterthanen kannte, und besser wußte als irgend jemand, daß man nicht Menschen zu beherrschen verdient, wenn man sie zu Spielbällen macht, mißbilligte den unzeitigen Scherz seiner Leute und schickte dem Bauer eine ziemlich beträchtliche Summe Geldes, um ihn für den Spott zu entschädigen, den die Bedienten während des Trocknens mit ihm getrieben hatten.

5.

Nach dem Frieden von 1763 wurden die im Kriege errichteten Frei=Corps aufgelöst und unter die andern Regimenter gesteckt. Die Officiere bekamen den Abschied und nur wenige Ausgezeichnete blieben im Dienste oder wurden auf eine andere Art versorgt. Unter denen, die ohne Versorgung entlassen wurden, war auch der Oberstlieutenant W., der, da er mehreremals vergebens um einen andern Posten angehalten hatte, sich nun dadurch rächte, daß er eine sehr beißende Satyre auf den König schrieb und diese im Auslande drucken ließ. Friedrich, der gewöhnlich dieser Art von Schriften nur wenig Aufmerksamkeit schenkte, wurde doch über diese empfindlich und versprach demjenigen, der ihm den Verfasser nennen würde, funfzig Louisd'or. Am folgenden Morgen stellte sich der Oberstlieutenant selbst.

„Bestrafen Sie den Schuldigen," sagte er zum Monarchen; „aber halten Sie Ihr Wort und schicken Sie die versprochenen funfzig Louisd'or meiner unglücklichen und in Armuth lebenden Familie."

Der von dieser Anrede betroffene Monarch fühlte nur noch das Bedauern, einen wackern alten Soldaten zu diesem verzweifelten Schritte gebracht zu haben; aber er verbarg seine Empfindung unter einem scheinbaren Zorn, schrieb sogleich einen Brief und übergab ihn dem Officier mit dem Befehle, ihn dem Gouverneur persönlich zu überbringen. Zufrieden, seiner Familie Unterstützung zugesichert zu haben, begab sich der Schuldige mit ruhigem und festem Muthe nach der Festung, meldete sich bei dem Commandanten und übergab demselben seinen Degen

nebst dem Briefe des Königs. Allein wie groß war seine Ueberraschung, als er Folgendes lesen hörte: „Ich gebe das Commando der Festung Spandau dem Oberstlieutenant, welcher diesen Brief überbringt, und dem bisherigen Commandanten zur Belohnung seiner treuen Dienste das Gouvernement B... Friedrich.

P. S. Die funfzig Louisd'or sollen der Frau und den Kindern zugestellt werden, damit sie ihm nachreisen können."

6.

Als Friedrich sich in der Schlacht von Torgau weigerte, das Handgemenge zu verlassen und eine matte Kugel ihn auf die Brust traf, rief er: „An meinem Leben ist weniger gelegen, als an dem Siege!" — Er sah, wie die Unordnung in seinen Reihen überhand nahm, entriß sich denen, welche ihn außerhalb der Gefahr zurückhalten wollten, flog an die Spitze eines Cürassierregiments, stellte die Ordnung gleich wieder her und achtete kaum darauf, daß eine Kugel durch seinen Rockschoß ging.

7.

Ein reformirter Prediger kam auf den Einfall, dem Monarchen einst bei Gelegenheit einer Ehescheidung das Gesetz Mosis entgegen zu stellen. Ganz trocken erwiderte Friedrich: „Moses führte seine Juden wie er wollte, und ich — ich regiere meine Preußen wie ich es verstehe!"

8.

Auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Kunnersdorf sah der König einen Hautboisten, der mit seinem Fagott unterm Arm seitwärts auf einer Wiese ging. Ein Cosack, dem die bunte Uniform des Hautboisten gefiel,

machte Jagd auf ihn. — „Mich soll doch wundern, sagte Friedrich zu einigen ihn begleitenden Officieren, ob Apoll und die Muse der Tonkunst ihren Zögling retten werden.“ — Ganz unbefangen kehrte sich der Hautboist um und hielt sein Fagott wie ein Gewehr dem Cosacken entgegen. Dieser erblickte die große Mündung des Instruments, hielt es für eine Art von Schießgewehr und floh erschrocken zurück. Dem Monarchen gefiel diese Geistesgegenwart so sehr, daß er den, durch einen Bach von ihm getrennten Hautboisten zu sich rief, ihn beschenkte und jedesmal bei der Erwähnung dieser unglücklichen Schlacht auch diesen Zug erzählte.

9.

Der Baron Pöllnitz, der seiner Kammerherrngeschäfte ungeachtet oft die Rolle des lustigen Raths übernahm, hatte seine Religion schon zweimal verändert und war jetzt reformirt geworden, als er eines Tages mit dem Könige Friedrich über seine Geldbedürfnisse sprach, ein Capitel, das er immer sehr beredt auszuführen wußte. Friedrich erwiderte: „Ich möchte Ihm gern helfen, aber wie? Er weiß selbst, daß mein Land so arm ist, daß ich mit der größesten Oekonomie kaum alle Ausgaben bestreiten kann. Ja, wenn Er noch Katholik wäre, dann ginge es wohl; dann könnte ich Ihm gelegentlich ein recht hübsches Canonicat zuwenden, wie ich sie zuweilen zu vergeben habe, und wirklich in diesem Augenblicke eins erledigt ist, das ich Ihm wohl gönnte. Aber Er ist jetzt reformirt, das heißt, Er hat die ärmste von allen Religionen; da kann ich gar nichts thun und das ist sehr schade. Es thut mir in Wahrheit sehr leid.“ —

Pöllnitz ließ sich durch den gutmüthigen, treuherzigen Ton, mit welchem der König diese Worte sprach, verlocken, und eilte jetzt, seine Religion zum drittenmale abzuschwören, in der festen Hoffnung, nun gewiß die fette Pfründe, von der Friedrich gesagt hatte, zu erhalten. Er wurde wieder katholisch und meldete dieß dem Monarchen, wobei er zugleich um jenes Canonicat bat.

Friedrich antwortete: „Ich bin in Verzweiflung, Seinen Wunsch nicht erfüllen zu können! Aber konnte ich wohl ahnen, daß Er so bald wieder umsatteln würde? Die Pfründe ist fort: doch will ich Ihm einen Rath geben. Mir fällt eben ein, daß ich noch eine Rabbinerstelle zu vergeben habe; lasse Er sich zum Juden machen, und Er und kein Anderer soll den Posten haben."

10.

Der französische Gesandte Guines war in früheren Jahren in Militairdiensten gewesen, und hatte in diesem Verhältniß im Jahre 1766 dem Könige Friedrich einen Besuch abgestattet. Friedrich schätzte ihn und nahm ihn mit zu allen Revuen, um Zeuge von den Uebungen der Truppen zu seyn. Guines wurde nachher französischer Gesandter in Berlin und beschäftigte sich auf diesem Posten mehr mit dem Militair als mit der Diplomatik. Friedrich, der um diese Zeit mit den Berliner und Potsdamer Garnisonen mehrere neue Manoeuvres übte, sah dies äußerst ungern und ließ unter der Hand dem Gesandten zu verstehen geben, daß diese Aufmerksamkeit auf die Uebungen des Militairs ihm, dem Gesandten, vielleicht bei dem Monarchen nachtheilig werden könnte. — Umsonst. Der Gesandte äußerte, daß seine Aufmerksamkeit für das Militair dem Monarchen Freude mache und verdoppelte seine Neugierde. Vergebens war es, daß Friedrich die Uebungen seiner Regimenter an den entlegensten Orten vornahm; vergebens, daß man es sorgfältig verbarg, aus welchem Thore und zu welcher Zeit die Truppen zu ihren Uebungen gingen — jedesmal erschien wenige Augenblicke hernach der französische Gesandte auf dem Uebungsplatze. Alles dies machte, daß Friedrich bei dem französischen Hofe um die Abberufung dieses Aufpassers nachsuchte. Guines hatte auf eine feierliche Abschiedsaudienz gerechnet — er glaubte hier seinem Stolze fröhnen zu können. Als er nach dem Schlosse fuhr und jetzt ausstieg, um zur Audienz zu gehen, begegnete ihm Friedrich, umgeben von einer Anzahl Generale.

„Sie wollen reisen?" sagte Friedrich. — „Ja Sire!" — „Nun, glückliche Reise!" — Dies war die ganze Abschiedsaudienz, die den stolzen Gesandten so in Verlegenheit setzte, daß er mehrere Minuten wie versteinert stehen blieb.

11.

In allem, was das Militair betraf, bediente sich König Friedrich gegen seine sonstige Gewohnheit durchaus der deutschen Sprache, und da er sich bei dem Frieden mit Frankreich verpflichtet hatte, alle in seinen Kriegsdiensten stehenden Franzosen loszugeben, so erfolgte nun von Seiten der Generale der Befehl, daß die unter den preußischen Fahnen stehenden Franzosen dem Könige, wenn er sie anredete, deutsch antworten mußten; auch wurden diese Menschen, als aus der Schweiz oder aus dem Reiche gebürtig in den Regimentslisten aufgeführt. Eine Folge jenes Befehls war noch, daß die Bataillons- und Compagnie-Chefs, und vorzüglich die in der Garde, die der König oft selbst exercierte, dafür sorgten, den neuangekommenen Franzosen die Antworten auf des Königs Fragen, die gewöhnlich darin bestanden: „Wie alt bist Du? Wie lange dienst Du mir? Bekommst Du Dein Geld und Dein Brod regelmäßig?" — so lange deutsch vorsagen zu lassen, bis sie diese auswendig wußten. Einst aber entstand hiebei eine lächerliche Verwechselung; denn als man dem Könige einen aus einem andern Regimente für die Garde ausgehobenen Soldaten auf öffentlicher Parade vorstellte, und der König zufällig von der gewohnten Reihenfolge in seinen Fragen abging, ergab sich folgende seltsame Unterredung zwischen Beiden: „Wie lange dienst Du?" — „Ein und zwanzig Jahr!" — Der Monarch stutzte, denn der Soldat war noch sehr jung. — „Wie alt bist Du denn?" fragte er weiter. — „Ein Jahr!" — „Du bist ein Narr, oder ich!" — „Alles beides richtig, Ew. Majestät!" — Der König vernahm jetzt, daß der arme Teufel nicht ein Wort von dem, was er mit ihm gesprochen hatte, verstand und lachte herzlich mit

den Andern über ein Abenteuer, durch welches er vor der Fronte des ersten Regiments seiner Armee für einen Narren erklärt wurde.

12.

Ein sonst tüchtiger Capitain hatte den Fehler, bei einer unerwarteten Anrede gleich verlegen zu werden, und in dieser Verlegenheit oft Sachen zu sagen, die er bei ruhiger Ueberlegung nie gesagt haben — wenigstens nie so gesagt haben würde. Seine Compagnie war übrigens eine der schönsten im Regimente, weil er besonders auf einen netten Anzug und auf eine gute Haltung des Soldaten hielt.

Einst hielt Friedrich die Specialrevue: die Compagnien standen aufmarschirt und der Capitain hielt so eben eine kurze Anrede über den Anzug an seine Soldaten. Eben sagte er: „Und nun muß ich Euch noch Eins sagen" — als Friedrich, den er nicht bemerkt hatte, neben ihn trat und ihn fragte: „Und was wäre dies, Herr Hauptmann?" — Ganz verlegen und mit bluthrothem Gesicht sagte der Capitain: „Ich wollte meinen Leuten nur sagen, daß sie ja die Westen recht herauf und die Hosen herunter ziehen sollten." — „Das wollen wir doch verbitten" erwiderte Friedrich lachend. „Ich habe ja keine Bergschotten in der Armee."

Der Capitain hatte in seiner Verlegenheit gar nicht bemerkt, daß seine Verwechselung eine sonderbare Nebenidee veranlaßte. Seine Verlegenheit stieg aber aufs Höchste, als nach dem Weggehen des Monarchen der Lieutenant ihm erzählte, was er gesagt habe.

13.

Gewöhnlich kamen den ersten und den fünfzehnten jedes Monats die größern Transporte der im Reiche angeworbenen Rekruten nach Berlin und gingen von hier aus nach den Regimentern, für welche sie bestimmt waren.

Befand sich Friedrich in Berlin, so mußte ihm die Liste dieser Rekruten durch den, einen solchen Transport führenden Officier bei der Meldung angezeigt werden. War der König etwa beschäftigt, so war er damit zufrieden, daß der Officier die Namen, Vaterland und Gewerbe der Rekruten vorlas und dann wieder wegging.

Einst führte ein Lieutenant von Spandau einen solchen Transport nach Berlin. Der Officier konnte kein K aussprechen, und las daher dem Könige vor: „Heinrich Baur aus Buchau ein Ammenmacher.“ — „Was?“ sagte der Monarch lachend. „Ein Ammenmacher? An denen fehlts in meinem Lande nicht. Zeige Er mal.“ — Der verlegen gewordene Lieutenant gab den Transportzettel ab und Friedrich las nun: Heinrich Bauer aus Buchau ein Kammacher. „Ja das ist etwas anders; der wird hier Niemandem ins Handwerk fallen.“

14.

Friedrich sah es äußerst gern, wenn seine Soldaten und überhaupt Jeder ihm dreist und entschlossen antwortete; ja er nahm oft Aeußerungen und Ausdrücke, die ein Fähnrich hart bestraft haben würde, mit Nachsicht und Freundlichkeit hin. Auf Märschen war seine Person nicht selten die Zielscheibe des Witzes der Soldaten, besonders der von solchen Regimentern, die einen ausgezeichneten Ruhm der Tapferkeit hatten. Selbst harte Anzüglichkeiten hörte er geduldig an und beantwortete sie mit ruhiger Miene. Einige Beispiele mögen hier Platz finden:

Eins der bravsten Regimenter der preußischen Armee war gewiß das von dem berühmten Fürsten Leopold von Dessau gebildete und in Halle stehende Regiment Anhalt-Bernburg. Dies Regiment hatte sich während des siebenjährigen Krieges bei der Belagerung Dresdens des Monarchen Ungnade in einem so hohen Grade zugezogen, daß Friedrich den Soldaten das Seitengewehr abnehmen und die Schleifen von der Uniform abschneiden ließ. In diesem Aufzuge war das Regiment natürlich

der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Am dritten Tage nach dieser Strafe marschirte es vor dem Könige vorbei, der unwillig auf die Züge blickte und dann laut sagte: „Da habt Ihr Euch durch Eure Feigheit bei der ganzen Armee einen schönen Namen gemacht!“ Ein alter gedienter Soldat, der diese Worte hörte, stellte sich als kenne oder sehe er den König nicht. Laut rief er: „Das sagt uns ein Hundsfott nach, daß wir feig sind!“ — Der den Zug führende Capitain erschrack, er sprang auf den Soldat zu und sagte ihm, daß der König selbst jene Worte gesagt habe. In dem Augenblick ritt auch Friedrich heran. Der Soldat, ohne im Mindesten außer Fassung zu seyn, trat vor und sagte: „Ihre Majestät, und wenn Sie mir auch diesen kahlen Rock ausziehen lassen, so bleibe ich dennoch ein braver Soldat. Der bin ich schon in den ersten Feldzügen gewesen; und was kann ich davor, wenn Schurken zum Teufel laufen! Ich für mein Theil habe diese Beschimpfung nicht verdient.“ — „Wie heißt Du?“ fragte Friedrich. — „Gertmann!“ — „Wo gehörst Du zu Haus?“ — „Im Halberstädtschen.“ — „Wie lange hast Du gedient?“ — „Dreißig Jahr, Ew. Majestät.“ — Der König sah den braven dreisten Mann mit sichtbarem Wohlgefallen an und sagte dann: „Mein Sohn, Er soll Feldwebel seyn. Führe Er Seine untergebenen Feigherzigen bei Gelegenheit gut an, damit sie wieder zu Ehren kommen.“

Mit diesen Worten ritt der König weiter und ließ dem neuen Feldwebel durch einen der Flügeladjutanten ein Geschenk an Gelde reichen.

15.

Auf einem der Märsche in Schlesien, der bei sehr übler und ungestümer Witterung unternommen war, gingen die Züge etwas unordentlich, so daß die Offiziere den Trommelschlägern befehlen mußten, zu locken, um die einzeln gehenden Soldaten in die Glieder zu bringen. Der König kam dazu, als ein Major des Foccadeschen Regiments dem Trommelschläger dies befahl. Dieser

weigerte sich und brachte auf eine bescheidene Art mehrere Entschuldigungsgründe vor, die der Major natürlich nicht gelten ließ. — „Herr Oberstwachtmeister," sagte endlich der Trommelschläger, „es geht nicht, geht auf Ehre nicht. Weshalb nicht? das bleibt unter uns Beiden — heute Mittag im Lager entdecke ich Ihnen das Geheimniß." — Friedrich, der unbemerkt herangeritten war, hörte diese Aeußerung; sie schien ihm zu originell, als daß er nicht hätte fragen sollen. — Der Trommelschläger erschrack freilich etwas; indeß faßte er sich bald und sagte: „Eigentlich sollte ich es Ew. Majestät nicht sagen, indeß" — — „Nun denn sag, weshalb Du nicht trommelst!" — „Ihre Majestät, ich habe zwei fette Hühner in der Trommel, eins für den Herrn Oberstwachtmeister und eins für mich." — „So, dann durftest Du nicht trommeln, Du hättest das Kind im Mutterleibe getödtet. Ich wünsche gesegnete Mahlzeit." — „Ich danke!" rief der Tambour dem abreitenden Monarchen nach.

16.

Selbst unter den bedenklichsten Verhältnissen, auf dem Marsche zu einer wichtigen Unternehmung, zu einer entscheidenden Schlacht sahe es Friedrich gern, wenn seine Soldaten lustig waren, und selbst wenn sie Ihn, den Monarchen, zur Zielscheibe ihres ausgelassenen Witzes machten. Daß diese Witze, die endlich stehend wurden, nicht immer die feinsten und schonendsten seyn konnten, bedarf kaum einer Erinnerung. Größtentheils bezogen sie sich auf den, eben nicht sehr glänzenden, oft nicht einmal reinlichen Anzug des Königs, der um so mehr auffiel, je mehr manche seiner Adjutanten und seines Gefolges sich durch einen netten, reinlichen Anzug auszeichneten. Am meisten ließen die sogenannten Haustruppen, die Berliner und Potsdamer Regimenter, ihren Witzen freien Lauf, was andere Regimenter nicht wagten. Wollte irgend ein Commandeur jenen spottenden Aeußerungen, die gewöhnlich von einem lauten Lachen begleitet waren, Einhalt thun oder drohte er gar mit Bestrafung, dann

untersagte dies der König. — „Lasse Er die Leute sprechen was sie wollen — sie thun nachher um so williger was sie thun sollen.“

Eine eigene Erscheinung aber war es, daß alles dies nur auf dem Marsche geschah. Sobald die Armee den Sammelplatz erreichte, Friedrich sich umwandte, und seine Adjutanten mit den Befehlen nach allen Seiten hinsprengten — verbreitete sich die feierlichste Stille. Alles stand in Ordnung; Alles blickte mit Ehrfurcht auf den Einzigen Mann, und kein Wort, keine Aeußerung wurde weiter gehört. — „Es war dann nicht anders — sagte ein alter Grenadier zu dem Einsender — als erschiene unser Herr Gott im blauen Rocke.“

Ein eigener sehr charakteristischer Zug des preußischen Soldaten ist es, daß er gerade in den bedenklichsten Lagen am freigebigsten mit seinen witzigen Einfällen war, wenn nur der König gegenwärtig war. Unter diese bedenklichen Lagen gehören die Stunden vor den beiden wichtigsten und entscheidensten Schlachten bei Lisse und bei Torgau. In der letztern Schlacht am 3. November 1760 wurde bekanntlich das Heer des Königs in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine der König selbst, die andere der General Ziethen führte. Um Mittag an diesem merkwürdigen Schlachtage hatte die noch ungetheilte Armee den Standtpunkt erreicht, auf welchem sie sich trennen sollte. Niemand wußte um diesen Entwurf. Die Bataillone stellten sich wie sie ankamen; Friedrich, heute ernster und gewissermaßen ängstlich, wenn er die Möglichkeit, geschlagen zu werden, dachte, hielt mit finsterm Gesicht, und sein Gefolge war eben so still und ernst. Das Grenadierbataillon Lestwitz zog neben dem Monarchen hin; als Einer aus dem Bataillon rief: „Fritz, Du siehst heute verflucht bärbeißig aus! Mach' doch ein anderes Gesicht!“ — Friedrich sah hin, ohne seine Miene zu ändern. — Da rief ein Anderer: „Laß doch den Alten gehen, dem geht mehr durch den Kopf als uns.“ — „Das ist seine Sache;“ antwortete der Erstere. „Er mag sehen, wie er sich durchbeißt.“ — Friedrich hörte es, blieb aber immer ernst, bis der General Ziethen kam, mit dem Friedrich auf die Seite ritt. —

„Was mögen diese Beiden aushecken!“ rief ein Grenadier. „Werden ein schönes Gericht kochen!“ — „B'aue Bohnen mit blutigen Köpfen!“ — Auf diese Art witzelten die Soldaten fort, bis der Monarch zurückkam und nun in den sich trennenden Bataillons auf einmal die feierlichste Stille sich verbreitete. In der ernstesten Stimmung gingen sie dem blutigen Beruf entgegen, der an diesem entscheidenden Tage besonders die braven Grenadierbataillons, die den ersten Angriff machten, so hart traf.

17.

Bei dem Einmarsch in Sachsen 1756, hatte Friedrich sein Quartier eines Tages in einem Dorfe unweit Meißen. Beschäftigt mit dem Durchsehen einer Landkarte dieser Gegend, saß er allein in einer Gartenlaube, als er einen Zank hörte. Er trat näher und sah einen Unterofficier vom Puttkammer'schen Husarenregiment, der sich mit großer Heftigkeit gegen drei der Adjutanten vertheidigte, die ihn eines Dienstvergehens beschuldigten. Friedrich hörte, daß der Unterofficier sagte: „Das habe ich nicht riechen können; so fein ist meine Nase nicht!“ — er hörte zugleich, daß der eine Adjutant von Meldung und von Degradation sprach; eine Aeußerung, die der Unterofficier in seiner Hitze etwas derb beantwortete. —

Jetzt trat Friedrich vor. — „Was kann Er denn nicht riechen, mein Sohn?“ fragte der Monarch den Unterofficier, der durch des Monarchen Erscheinen nicht im Geringsten verlegen wurde. — „Ei, Ihre Majestät,“ sagte er, „die Herren machen mir Vorwürfe, daß ich den Prinz von Gotha gefangen eingebracht habe.“ — „Prinz von Gotha?“ fragte Friedrich. — „Ja — er ist Oberst bei den Sachsen, hatte sich auf der Reise zu seinem Regimente verweilt, und da faßte ich ihn bei Borna. Die Herren verlangen, ich hätte mir sollen sein Ehrenwort geben und ihn nach Hause reisen lassen. Was Teufel konnte ich wissen, daß er ein Prinz war; auf der Nase stand es ihm nicht.“ — „Er hat ganz recht gethan, mein Sohn. Wie ist Sein Name?“ — „Stange.“ — „Was

ist Er für ein Landsmann?" — „Ein Schlesier." — Der Monarch reichte ihm die Hand und entließ ihn mit den Beweisen seiner Zufriedenheit. Weniger war er dieß mit seinen Adjutanten, denen er ihr Betragen verwies und hinzusetzte: „Mache mir ja Keiner einem braven Husaren darüber Vorwürfe, wenn er 'mal gegen die feinen Sitten anstößt. Wir sind hier nicht bei der Cour oder auf einem Balle; wir stehen im Felde." —

Am folgenden Morgen bei der Parole rief der Oberst Puttkammer den Unterofficier Stange vor. — „Der König — sagte er, hat Seinetwegen an mich geschrieben und mir zur Pflicht gemacht, Ihn zum Officier vorzuschlagen. Das werde ich auch bei der nächsten Gelegenheit thun; Er verdient es, lieber Stange."

18.

Einer der kühnsten und verschlagensten Partheigänger im preußischen Heere während des siebenjährigen Krieges war der Major Lutz im Husarenregimente Meslachowsky; ein Mann, der von sehr armen, niedrigen Eltern im Thüringen'schen herstammend und ohne alle wissenschaftliche Bildung aufgewachsen, vom gemeinen Husaren bis zum Major durch seine Gewandtheit und Kühnheit stieg. Bei aller Rohheit, die er oft blicken ließ, war er ein Mann von beispielloser Redlichkeit. Friedrich, der ihn bei mehreren Gelegenheiten beobachtet hatte, nahm ihn oft mit sich, wenn er in einer ihm wichtigen Gegend recognosciren ritt. Einst stand die Armee in Böhmen so, daß zwischen ihr und dem feindlichen Heere eine waldige Anhöhe sich weit hin erstreckte, auf deren Kamm ein schönes Mönchskloster lag. Ziethen und Werner, zwei sehr berühmte Anführer der Husaren, hatten seit einiger Zeit bemerkt, daß die preußischen Patrouillen jedesmal von stärkern feindlichen Patrouillen angegriffen wurden und fast jedesmal verloren gingen. Sie sprachen mit dem Könige über diesen Umstand, den sich Friedrich gar nicht erklären konnte. Eines Tages, da auch eine ziemlich starke Patrouille auf diese Art ver-

loren gegangen war, ritt Ziethen neben dem Monarchen, in dessen Gefolge der damalige Rittmeister Lutz war, der schon lange über diesen sonderbaren Fall nachgedacht hatte. Jetzt rief ihn der König und fragte ihn: wie es mit den Patrouillen zugehe, daß die Oesterreicher immer einige Mann mehr als die Preußen schickten. — „Ein Spion kann doch hier sein Wesen nicht treiben," setzte Friedrich hinzu. „Wie sollte dieser in einem Augenblick die Nachricht davon in's feindliche Lager bringen? Sehe Er doch 'mal zu, Lutz, ob Er nicht hinter das Geheimniß kommen kann." — — „Wollen sehen, Ew. Majestät," war Lutzen's Antwort. — „Halb und halb bin ich schon auf der Fährte. Aber Ew. Majestät — ich mag thun, was ich will — es darf keine Klage über mich angenommen und ich für nichts, es mag vorgehen was da will — verantwortlich werden." — Der König versprach ihm dies. — „Nun so schicken Ew. Majestät jetzt 'mal eine Patrouille von sechs Mann, und in zwei Minuten hernach eine zweite von sieben Mann." — Ziethen wollte Einwendungen machen; Lutz blieb fest bei seiner Bitte und ritt allein auf einem Nebenwege, auf dem man ihn vom Kloster aus nicht bemerken konnte, in den Wald unter das Kloster. — Hier verbarg er sich. Eine Viertelstunde verging — jetzt wurde mit der kleinen Betglocke auf dem Klosterthurme sechsmal angeschlagen. Nun hatte Lutz genug gehört; er ritt den sechs Mann vom Werner'schen Regimente entgegen und mit ihnen durch den Wald, wo ihnen sogleich eine österreichische Patrouille von zehn Mann entgegen kam. Jene, die zweite Patrouille bildenden sieben Mann kamen auch, und so wurden die Feinde angegriffen und bis auf einen Erschossenen gefangen genommen. — „Ihr seid heute unrichtig signalisirt," sagte Lutz zu dem gefangenen Unterofficier, der über die Mönche fluchte. — „Der Schwarzkuttler auf dem Thurme hat nicht recht gezählt" — Der treuherzige Ungar erzählte nun Alles; er verschwieg es nicht, daß sein Oberst mit den Mönchen das Zeichen verabredet habe. Lutz brachte die Gefangenen in das Lager, gab sie an die Wache ab, beorderte dann seine Eskadron und eine Com-

pagnie des Wunschischen Freicorps, mit denen er nach dem Kloster zog. Der ganze Convent trat ihm mit den verbindlichsten Redensarten und mit den Versicherungen der innigsten Ergebenheit entgegen. Lutz hörte diese leeren Schmeicheleien einige Augenblicke an, dann nahm er das Wort, befahl einigen seiner Leute, alle Ausgänge des Klosters zu besetzen und Jeden, der Miene mache zu entfliehen, niederzumachen. Dann sprach er zu dem ganzen Convent von aufhängen, todtschießen, abbrennen, und schloß die Anrede mit dem Befehl an die Seinigen, das ganze Kloster rein auszuplündern; ein Befehl, der so genau und so gewissenhaft befolgt wurde, daß in wenigen Stunden nur noch die Mauern und Wände des Gebäudes standen. Blos die Kirche war verschont geblieben. Laut jubelnd zogen die Preußen nach dem Lager zurück.

Am folgenden Morgen erschienen die Ersten der Mönche vor dem Monarchen und schilderten die Gräuel, die Lutz verübt hatte, mit den schrecklichsten Farben. Friedrich, der jetzt von Allem unterrichtet war, ließ sie natürlich hart an und drohte, ein jedes Kloster, das sich eines gleichen Verbrechens schuldig mache, ohne alle Gnade niederbrennen zu lassen. — Den Mittag bei der Parole rief der König Lutz auf die Seite. — „Er hat das Ding ganz gut, aber doch etwas zu arg gemacht," redete Friedrich den dreisten Lutz an, die Mönche werden Ach und Weh über uns schreien." — „Das mögen sie thun, Ew. Majestät, funfzig solcher Tagdiebe bezahlen noch keinen gefangenen Husaren." — Friedrich war mit der Antwort zufrieden und Lutz blieb nach wie vor der Officier, dessen kühnes Benehmen der Monarch billigte.

19.

Selbst beleidigende Antworten nahm Friedrich gern hin, wenn nur eine Spur von Witz oder Originalität darin war. Gewöhnlich belachte er sie und erzählte sie nicht selten bei der Tafel wieder. Einst ritt er durch Potsdam und wurde gewahr, daß vor einem Bäckerhause ein ungewöhnlicher Auflauf sey und dieser durch einen

Zank veranlaßt war. Der Monarch ritt heran um die Ursache zu erforschen. Ein Bauer hatte an einen Bäcker einen Wispel Roggen unter der Bedingung verkauft, daß der Kaufpreis in grobem Courant entrichtet werden solle. Jetzt wollte der Bäcker das Geld in niederer Münze bezahlen, was der Bauer sich aber nicht gefallen ließ, sondern nach Bauernart in den gröbsten Ausdrücken einen Zank anfing. Friedrich rief den Bauer zu sich, und wollte ihn durch die Vorstellung beruhigen, daß die Groschen und Sechser eben so gut Geld wären wie die Thaler und Achtgroschenstücke. — Der Bauer hörte die Rede des Königs einige Augenblicke an; dann sagte er: „Curios! Nimmt Er denn die Groschen und Sechser in der Accise?“ — Der König lächelte; alle Anwesenden lachten laut, während der Monarch sein Pferd wandte und fort ritt. —

20.

Nie zeigte sich Friedrich heiterer, als an dem Tage seines feierlichen Einzugs in Berlin nach dem Dresdener Frieden. Er fuhr durch die Reihen der Bürger, die sich auf beiden Seiten aufgestellt hatten, und äußerte gegen den neben ihm im Wagen sitzenden Herzog Ferdinand von Braunschweig: „Ich bin vergnügt, daß ich die Ruhe wieder hergestellt habe, ob ich gleich einen für mich weit vortheilhaftern Frieden hätte schließen können, wenn ich den Krieg hätte verlängern wollen.“

Er gab hierauf der Berliner Bürgerschaft eine öffentliche Redoute, in der sie an einer Menge prächtig servirter Tafeln gespeist und wobei ihnen Alles preis gegeben wurde. Aber die Aufführung dieser Gäste gefiel dem Monarchen, der um die Tafeln herumging, gar nicht. Der größte Theil von ihnen betrank sich und überließ sich der heftigsten und wildesten Freude. Man trug den Wein in den Taschen fort; Messer, Teller, Servietten und anderes Tischgeräthe wurden weggenommen. In den Gängen des Opernhauses lagen überall Betrunkene, von denen meh-

rere bis an den Morgen liegen blieben, und dann erst aus den Winkeln zum Vorschein kamen. Ja, man fand Masken hinter den Werkstücken, die zum Bau der katholischen Kirche bestimmt waren, noch am andern Tage ohne alle Besinnung. Dies Betragen mißfiel dem Monarchen sehr und er sagte: „Nein! nein! den Spaß werde ich nicht wiederholen! denn ich sehe wohl, man mißbraucht meine Güte, und versalzt mir die Freude durch Zügellosigkeit! Ich danke dem Himmel, daß Keiner zu Schaden gekommen ist.“

21.

Friedrich liebte seine Schwester Amalie sehr; dennoch war er in seinem einmal angenommenen Grundsatze, seine Verwandten zur Wirthschaftlichkeit zu gewöhnen, so fest, daß er, ob er gleich wußte die Prinzessin habe viele Schulden, sich immer stellte, als wisse er dies nicht, um sie nicht durch seine Güte in diesem Stücke noch sicherer zu machen.

Einst, bei einem Besuche, den er der Prinzessin machte, bemerkte er einen ansehnlichen Koffer und fragte im Scherz, ob dieser der Geldkasten sey. Etwas verlegen erwiederte die Prinzessin, daß sie kein Geld, wohl aber Schulden habe. — „Und wie hoch belaufen sich diese?“ fragte der König. — Aus Furcht vor ihrem Bruder nannte die Prinzessin kaum den zehnten Theil, viertausend Thaler, ob sich gleich ihre Schulden über vierzig tausend Thaler beliefen. Friedrich fing ein anderes Gespräch an, und verließ seine Schwester bald. Wenige Stunden hernach schickte er ihr eine versiegelte Schachtel mit der Aufschrift „Kirschen“. Die Prinzessin öffnete diese und fand darin vier Rollen, jede mit hundert Friedrichsd'or. Bei einem zweiten Besuche zog der Monarch vier gleiche Rollen aus der Tasche, und legte sie unbemerkt in jenen Koffer.

22.

Friedrich wurde eines Morgens gewahr, daß eine große Menge Menschen an der Ecke des Schlosses stand. — „Was gibt's denn da?" fragte er einen seiner Kammerlakaien. — Dieser war wegen der Antwort etwas verlegen, gestand aber auf eine fernere Frage: „Es sey ein Pasquill auf Seine Majestät angeschlagen; es sey aber so hoch angeklebt, daß es nur wenige Menschen lesen könnten." — „Das ist Schade!" erwiederte der König; „geh hinunter und klebe es tiefer an, damit die Leute es lesen können, ohne sich den Hals zu verdrehen."

23.

Beinahe an's Unglaubliche grenzt die Kühnheit und das mutherweckende Selbstvertrauen, das der Monarch in den gefahrvollsten Lagen bewies. Der Sieg bei Leuthen am 5. December 1757 war erfochten; Friedrichs Heer lagerte sich bei den unzähligen Wachtfeuern auf dem Siegsfelde, als einer der kenntnißreichern und einsichtsvollern Generale gegen den König äußerte: „Wahrscheinlich setzen sich die Oesterreicher hinter der Lohe, und morgen haben wir einen neuen Kampf!" — „Dem muß man vorbeugen!" war Friedrich's Antwort; „welches Bataillon begleitet mich nach Lissa?" — Sogleich nahmen die beiden Bataillons Bornstedt und die beiden Grenadierbataillons Manteufel und Wedel, die am nächsten standen, das Gewehr auf, und folgten nebst einiger Artillerie dem Monarchen, der, begleitet von einigen Adjutanten, bei dem Scheine einer Laterne den Weg nach Lissa ritt. Hier hatten sich einige Oesterreicher gesetzt; es entstand ein Gefecht, bei dem die Oesterreicher aus den Fenstern schossen, und das sich nicht eher endigte, als bis die Preußen in die Häuser drangen und gefangen nahmen oder niedermachten, was sie von den Feinden vorfanden.

Dies Gefecht in den Straßen von Lissa war noch nicht ganz beendigt, als Friedrich schon nach dem

Schlosse ritt, um hier eine Erholung zu finden, die nach einem so thatenvollen und unruhigen Tage ihm wohl zu gönnen war. Er hatte weiter Niemand bei sich, als einen Adjutanten und einen Reitknecht. — Aber das ganze Schloß war erleuchtet; es wimmelte hier von österreichischen Officieren jedes Standes und jeder Waffe; sie suchten hier Ruhe und Erquickung, und freuten sich, solche in Sicherheit genießen zu können. Welcher andere Fürst möchte es wohl gewagt haben, in diesem Verhältnisse und unter diesen Umständen in solcher Gesellschaft zu erscheinen?

Friedrich that's. Er stieg ab, ging die Schloßtreppe hinauf und begrüßte die ihm dort Begegnenden mit den Worten: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich hier schwerlich vermuthet. Kann man noch mit unterkommen?" — Einige der Anwesenden erkannten den Monarchen; wie ein Lauffeuer lief die Nachricht dieser unerwarteten Erscheinung durch das ganze Schloß, durch die ganze Versammlung. Betroffen, als sey ein Blitzstrahl unter sie gefahren, verstummten die Oesterreicher. Friedrichs Erscheinen wirkte wie das einer Gottheit. Alles, was an diesem Tage geschehen war, rein vergessend, nahmen die österreichischen Generale und Stabsofficiere den Officieren niedern Rangs und den Bedienten die Lichter und Laternen aus der Hand, leuchteten dem Könige die Treppe hinauf und führten ihn in das beste Zimmer. Hier stellte einer den andern dem Monarchen vor, der sich mit größter Milde nach ihren Familien, nach ihren Umständen erkundigte. Unheimisch und ängstlich wurde es diesen Oesterreichern dann erst, als mehrere preußische Generale — besonders der so gefürchtete Ziethen — mehrere Offiziere und Grenadiere eintraten, und die Nachricht brachten, daß das ganze preußische Heer so eben in Lissa einrücke. Jetzt erst schlichen sie, einer nach dem andern, davon, und Friedrich sah sich bald von seinen Generalen umgeben, denen er aus gerührten Herzen für ihre heute geleisteten Dienste dankte.

Eine eben so große Kühnheit und ein eben so großes Vertrauen auf sich zeigte er wenige Tage nachher bei dem Ausmarsche der zu Kriegsgefangenen gemachten öster-

reichischen Besatzung von Breslau. Bloß von einem Adjutanten begleitet, hielt er am Thore dieser Hauptstadt, und ließ die siebzehntausend Gefangene vor sich vorbei marschiren. Wie leicht konnte unter diesen der Mörder des großen Monarchen seyn!

24.

Einst überschickte der Monarch seiner Gemahlin eine Schachtel, in welcher einige, in der frühen Jahreszeit sehr seltene Kirschen waren. Der Page, der die Schachtel überbringen sollte, konnte seiner Naschlust nicht widerstehen. Er kostete eine, die zweite folgte und die Schachtel war bald leer. Sich mit der Hoffnung schmeichelnd, der Monarch werde diese Kleinigkeit vergessen, und gar nicht weiter darnach fragen, warf er die leere Schachtel fort, und hütete sich nur, dem Monarchen heute zu nahe zu kommen, um nicht gefragt zu werden. Nach einigen Tagen sprach der Monarch seine Gemahlin, er erwähnte der Kirschen, die Königin wußte nichts davon. Kurz vor der Tafel rief der Monarch diesen Pagen, und befahl ihm, ein Billet nach der Hauptwache zu tragen, und Antwort von dem wachthabenden Offizier zurück zu bringen. Der Page, der den Inhalt errieth, war klug genug, seine Unruhe zu verbergen Er nahm mit gewohnter Geschwindigkeit das Billet und eilte fort. Unten im Schlosse begegnete ihm der Sohn eines sehr reichen Israeliten, um seinen Vater, der immer im Schlosse Geschäfte machte, aufzusuchen. Das Unglück wollte, daß dieser junge Israelit den Pagen fragte, wo sein Vater zu finden sey; er müsse gleich nach Hause kommen. — „Ihr Herr Vater macht jetzt ein schönes Geschäft. Sie werden ihn schwerlich sprechen können; aber ich will ihm sagen, daß er nach Hause kommen soll, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen.“ — „Sehr gern!“ — „Reichen Sie doch dies Billet auf der Hauptwache dem Offizier. Antwort ist nicht nöthig.“ — „Sehr gern; ich gehe ja so vor der Hauptwache vorbei!“

Ganz unbefangen ging der Page nach einigen Minu-

ten in das Tafelzimmer zurück, wo Friedrich mit mehreren Generalen schon am Tische saß. Der Monarch bemerkte den Pagen; ihm fiel dessen Gegenwart, mehr noch seine Unbefangenheit, auf. Er winkte ihm. — „Ich habe Ihn ja mit einem Billet weggeschickt, warum bringt Er mir keine Antwort?" — „Sie muß gleich kommen, Ew. Majestät." — „Wem hat Er denn das Billet gegeben?" — Er nannte den Sohn des reichen Juden. Der Monarch lachte laut, und drohete freundlich mit dem Finger.

Jenes Billet enthielt den Befehl, dem Ueberbringer sechs Fuchtel mit der Klinge zu geben, und ihn bis morgen im Arreste zu behalten. Die ersten erhielt der arme Jude wirklich; von dem zweiten befreiete ihn sogleich der Befehl des Monarchen.

25.

Friedrich begegnete einst in Potsdam dem Feldprobst, der in ernsten Gedanken zu seyn schien. — „Woher kommt Er?" fragte der Monarch. — „Von meinen Kranken, Ew. Majestät." — „So? O höre Er einmal, meine Stute ist krank; besuche Er sie doch einmal." — „Sehr gern!" — Der König ritt fort und der Feldprobst ging nach dem königlichen Stalle, sah das Pferd an und gab dem Stallmeister einen guten Rath.

Aber nun sandte er an den Zahlmeister des Königs folgende Quittung: „Ein hundert Thaler in Golde für den auf königlichen Befehl gemachten Besuch bei der kranken Stute und für den ertheilten guten Rath richtig erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch u. s. w.

Der Zahlmeister wunderte sich und zeigte die Quittung dem Monarchen. — „Nun, gebe Er das Geld nur hin," sagte Friedrich unzufrieden; „aber sage Er dem Feldprobst, er soll mir nicht noch einmal so kommen."

26.

Bei Gelegenheit einer Revue in Pommern überreichte ein junges, sehr wohlgebildetes Mädchen, die Tochter eines zu Stettin stehenden Artilleristen, dem Monarchen eine Bittschrift, in der sie bat, der Monarch möchte doch dazu beitragen, daß sie ihren Geliebten heirathen könne, dessen Eltern diese Heirath bloß aus dem Grunde nicht zugeben wollten, weil sie, die Braut, arm sey. Friedrich erkundigte sich näher nach beider Aufführung, und da sie das beste Zeugniß für sich hatten, ließ er den Jüngling zu sich holen. — „Willst du dies Mädchen zur Frau?" war des Monarchen Anrede. Der junge Mensch fiel vor dem Könige nieder, gestand seine glühende Liebe, und bat zugleich um des Königs Beistand. Friedrich lächelte, entließ das junge Paar mit dem ernstlichen Befehl, den Eltern auch nicht Ein Wort von dem allen zu sagen.

Gleich darauf erhielten die Eltern — äußerst bemittelte Leute — den Befehl, sich um zwölf Uhr in dem königlichen Palaste auf dem Roßmarkte einzufinden und ihren Sohn mitzubringen. Das Mädchen mußte sich in ein Nebenzimmer begeben. In der peinlichsten Verlegenheit erschienen die beiden alten Leute; sie wußten nichts von dem, was diesen Morgen vorgegangen war. Kaum waren sie gemeldet, als sie sogleich vorgelassen wurden.

Freundlich redete der Monarch beide an: „Ist Er der hiesiege Bäckermeister W., und diese hier Seine Frau?" — Die Frage wurde bejahet. Der Monarch fuhr fort: „Höre Er; ich will Seinem Sohne ein schönes, junges, frommes und reiches Mädchen zur Frau geben; ist Er, ist Sie damit zufrieden?" Auch diese Frage wurde um so freudiger bejaht, da die Eltern glaubten, daß auf diese Art jene, ihnen verhaßte Neigung des Sohnes am ersten schwinden werde. Jetzt wurde das Mädchen hereingerufen und den beiden Alten vorgestellt. — „O, Ihro Majestät!" rief der Vater aus; „die kennen wir. Sie hat nichts, gar nichts, und mit der müßte mein Sohn verhungern, wenn wir sie nicht erhalten." — Ohne dies

weiter zu beantworten, wandte sich der Monarch an den Herzog von Bevern, und fragte: „Wie viel hat der Vater dieses Mädchens von Ew. Liebden zu fordern?" — „Gerade zweitausend Thaler." — „Und Sie, Fürst Moritz, wie viel haben Sie zu zahlen?" — „Auch zweitausend Thaler." — Der König wandte sich an den Bäcker. — „Sieht Er wohl, lieber Meister, wie sehr Unrecht Er hat, wenn Er das Mädchen, die einzige Tochter, arm nennt. Sie ist reicher, als Er glaubt. Bei mir hat sie für ihre Person auch viertausend Thaler stehen, das macht also achttausend. Ueberdieß soll der General Treskow die Hochzeit ausrichten, und ich will hoffen, daß Ihr nun nichts mehr gegen diese Heirath einzuwenden habt." — Der Jüngling und das Mädchen fielen dem Monarchen zu Füßen, zu ihnen gesellten sich die Eltern, und nur durch Freudenthränen vermochten sie dem Monarchen zu danken.

27.

Als Friedrich zur Regierung gelangt war, saß ein Edelmann eines Verbrechens wegen in Stettin auf der Festung. Er bildetete sich ein, daß, wenn er die Religion ändere, er nicht bloß von dem Monarchen Begnadigung, sondern gar eine ansehnliche Belohnung zu erwarten habe. Er wurde daher aus einem Lutheraner ein Reformirter, und schrieb nun an den Monarchen: „Er schmeichle sich, auf Seiner Majestät Gnade Anspruch machen zu können, da er mit Allerhöchst Denenselben zugleich ein Glaubensgenosse der reformirten Kirche geworden sey; und bäte daher um Befreiung und um einen einträglichen Posten.

Der König gab ihm zur Antwort: „Er habe ganz recht, wenn er glaube, Ansprüche auf seine Gnade machen zu können, und um ihn dies zu beweisen, solle er noch ein Jahr länger auf der Festung sitzen.

28.

Die Synode zu Valengin setzte einen Prediger ab, weil er gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt hatte. Der Prediger machte bei dem Könige Gegenvorstellungen, und dieser gab sogleich Befehl, daß man dem Prediger seinen Posten wieder geben solle; zugleich empfahl der König seinen Richtern Toleranz. Diese kamen mit einer großen und schönen Vorstellung bei dem Könige dagegen ein, daß sie diesen Prediger nicht wieder einsetzen könnten, weil das Volk nichts von Abschaffung der ewigen Höllenstrafen wissen wolle. Friedrich, der von der Bündigkeit ihrer Gründe überzeugt war, doch aber seinen einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehmen konnte, schickte ihnen die Vorstellung wieder zurück, und schrieb darunter: „Wenn meine Unterthanen in Valengin ewig verdammt seyn wollen, ich habe nichts dawider.“

29.

Friedrich besah einmal das große hallesche Waisenhaus, das der berühmte Franke durch Beiträge guter Menschen zu erbauen im Stande war. Der Sohn dieses ehrwürdigen Mannes, der aber nicht seines Vaters Geist hatte, führte den Monarchen in diesen großen weitläuftigen Anstalten umher. Der Monarch ging mit unbedecktem Kopfe, weil es ihm zu heiß war; aber sein Führer bildete sich ein, es geschehe aus Höflichkeit gegen ihn. — „Bedecken sich Ew. Majestät!“ sagte er, „und geniren Sie sich meinetwegen ja nicht!“ — Friedrich klopfte seinem Begleiter auf die Schulter: „Sein Vater war ein sehr vernünftiger Mann!“ war alles, was er sagte.

30.

Einst war Friedrich auf einem Marsche verdrießlicher, als er sonst zu seyn pflegte. In dieser Stimmung näherte sich ihm ein junger Husarenoffizier, der von seinem General den bestimmten Befehl hatte, dem Monarchen persönlich eine Meldung zu thun, und vom Könige eben so bestimmten Befehl zurück zu bringen.

Der übel gelaunte Monarch wollte nichts hören; der Offizier drängte sich wiederholentlich näher, und brachte dadurch den König so auf, daß dieser mit dem Stocke nach dem Offizier schlug, und das Pferd an den Kopf traf. Augenblicklich sprang der Offizier von seinem Pferde, zog ein Pistol aus dem Sattel, und schoß das wirklich schöne Thier auf der Stelle todt. — Friedrich sah sich um. — „Was macht Er? Ist Er toll?" fragte er mit Ungestüm. — Ganz ruhig erwiederte der Husar: „Ich reite keine Schindmähre, die Stockprügel bekommen hat." — Dieser kleine Umstand entkräftete allen Unwillen des Monarchen; das Ehrgefühl und die rasche Entschlossenheit des jungen Mannes gefielen ihm, er ließ dem Offizier eins der schönsten Pferde geben, hörte ihn mit Güte an, und trug ihm mehrere Befehle an seinen Chef auf.

31.

Der Magistrat einer kleinen märkischen Stadt ließ einst einen Bürger arretiren, weil er Gott, den König und einen edlen Magistrat gelästert hatte. Der Bürgermeister stattete hiervon dem Könige Bericht ab, um zu erfahren, welche Bestrafung ein solcher Verbrecher verdiene. Der Monarch schrieb mit eigener Hand unter diese Vorstellung:

„Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er Gott nicht kennt, und dabei verliert Niemand mehr, als er selbst. Daß er mich gelästert hat, verzeihe ich ihm gern; daß er aber einen edlen Magistrat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden,

und auf eine halbe Stunde bei Wasser und Brod in Spandau sitzen."

32.

Der Prinz von Anhalt hatte sich in ein Fräulein von H. verliebt, und war im Ernste willens, sie zu heirathen. Aber keine von beiden Parteien hatte daran gedacht, daß dieser Schritt ohne Einwilligung des Monarchen nicht geschehen konnte; vielmehr machte man alle Anstalten zu der nahen Vermählung. Dem Monarchen entgingen diese nicht; er lachte darüber, weil er voraus sah, daß man zur Besinnung kommen und endlich einsehen werde, wie unentbehrlich des Königs Einwilligung sey. Wenige Tage vor der Hochzeit erinnerte sich der Prinz an diese Verbindlichkeit; er wandte sich mit dieser Bitte an den Monarchen, und erhielt folgende Antwort:

"Ich wundere mich schon vierzehn Tage lang, daß man auch nur einen solchen Gedanken hat unterhalten können, oder wie man sich mit der thörichten Hoffnung schmeicheln konnte, von meinem Alter dergleichen Vortheile ziehen zu wollen. Meine Blutsverwandten sind mir werth, und ich habe zu viel Achtung für das fürstliche Haus von A., als daß man je hoffen darf, daß ich meine Einwilligung zu der projectirten Vermählung geben werde. Mir sind noch keine Verbindungen dieser Art bekannt; sollten aber dergleichen vorgegangen seyn, so ist mein ernster Wille, daß sie vernichtet und getrennt werden. Die Thränen eines jungen Mädchens versiegen und trocknen endlich ab; aber einen solchen Flecken an einem regierenden Hause können Jahrhunderte nicht verwischen."

33.

Friedrich hatte eine besondere Achtung für alles, was den Ackerbau betraf, und that alles, um diesen zu heben. Die jährlichen Musterungen gaben oft Gelegenheit, daß hier und da ein Ackerstück verwüstet wurde; der

Schaden wurde aber jedesmal ersetzt. Oft ließ der König mitten im Marschiren die Züge abbrechen oder sich rechts und links ziehen, wenn ein besäetes Ackerstück im Wege lag.

Bei einem Manövre in Potsdam kam ein Bataillon so weit rechts nach Bornstedt vor, daß es über ein Erbsenfeld marschiren mußte. Der Amtsschreiber stellte sich dem Bataillon entgegen, und schrie aus allen Kräften: „Hier darf nicht marschirt werden! Hier stehen Erbsen!“ — Die Soldaten lachten, und folgten dem Kommando. In dem Augenblicke kam der König und fragte: „Was gibts?“ Der Amtsschreiber sagte dem Monarchen: „Man will über meine Erbsenbreite marschiren, und das gebe ich schlechterdings nicht zu!“ — „Nun, nun, sie werden Ihm ja seine Erbsen nicht verderben! Was schadet's denn, wenn das Bataillon darüber marschirt?“ — „Erlauben Ew. Majestät,“ erwiederte der Schreiber in vollem Eifer; „das schadet wohl, und es geht gar nicht an!“ — Da der König diesen Menschen so in Eifer sah, und zum Glück eben in der besten Laune war, fragte er ihn: „Wer ist Er denn eigentlich, mein Freund?“ — „Ich bin der Amtsschreiber aus Bornstedt.“ — Der Monarch lächelte, nahm den Hut ab, und sagte ganz ernsthaft: „Sehr wohl, Herr Amtsschreiber, ich werde mich künftig danach richten!“ Er ließ wirklich die Züge abbrechen, und so ritt er fort.

31.

An einem schönen Morgen ritt der Monarch aus, und ein ganzer Schwarm von Supplikanten drängte sich, da er kaum das Pferd bestiegen hatte, an ihn heran. „Kinder, gebt Eure Sachen nur ab,“ sagte er, „Ihr sollt alle Bescheid haben.“ — Nun ritt er etwas weiter, bemerkte aber indessen einen alten Mann, der in einiger Entfernung stand, sich nicht hinzugedrängt hatte, und da er sah, daß der König keine Bittschrift annahm, seine Supplik traurig in die Tasche steckte, und sich entfernen wollte. — Dies fiel dem Monarchen auf; er winkte dem Greise, und als dieser neben ihm stand, fragte er: „Wer

seyd Ihr?" — „Ein Bauer aus Preußen." — „Und was wollt Ihr?"— „Ew. Majestät, ich wollte Sie recht sehr bitten, daß Sie doch die Regie abschaffen möchten; sie bringt uns alle ums Brod." -- „Wie? Was?" — „Ja, wenn Sie das nicht thun, Ew. Majestät, so ists aus." — „Warum nicht gar! Was hat Euch denn die Regie gethan?" — „Recht viel, Ew. Majestät, sie hat mir meinen Wagen und meine Pferde genommen, weil ich Contrebande gefahren habe, ohne es zu wissen." — „Das werdet Ihr wohl gewußt haben." — „Wahr und wahrhaftig nicht. Ich habe es ihnen auch gesagt, aber sie kehren sich nicht daran. Mein Vieh ist doch nun fort, und wer mir das Brod nimmt, nimmt mir das Leben." — „Na, hört einmal, das ist dummes Zeug, daß ich die Regie abschaffen soll; das versteht Ihr nicht. Aber Eure Sache will ich untersuchen lassen, und wenn Euch geholfen werden kann, soll es geschehen. Gebt Eure Sache nur an Steltern ab."

Der Monarch befahl der Behörde, dem armen Manne alles wieder zu geben, und schrieb deßhalb eigenhändig unter die Kabinetsordre: „Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wonach man sich zu richten hat."

35.

In der Zeit, da die Abgaben auf Kaffee am höchsten gestiegen waren, und es jedem verboten war, Kaffee zu brennen, verfiel ein Jude auf einen der sonderbarsten Einfälle. Er ließ sich nach Art einer Kugelform eine Form machen, die statt der Kugel eine Kaffeebohne abdrückte. Nun saß er Tag und Nacht für sich allein, formte aus grauem Thon Kaffeebohnen, trocknete diese, und wußte ihnen ein Ansehn zu geben, daß auf den ersten Blick jeder getäuscht werden mußte. Bald hatte er einen Scheffel dieser Waare fertig, und da der Vortheil, den die Kaufleute mit eingeschwärztem Kaffee machten, sehr groß war, so hatte er sehr bald einen Abnehmer gefun=

den, dem er die Waare während der Nacht zu bringen versprach.

Ganz dreist und unbefangen fuhr er durch das Thor; besonders da er im Ertappungsfalle das Ganze für einen Scherz ausgeben wollte, gegen den die Regie aus dem Grunde nichts haben konnte, da die Waare keine eigentliche Contrebande war. Der Zufall wollte, daß gerade kurz vorher der Regie angezeigt war, wie diesen Abend mehrere verbotene Waaren eingeschwärzt werden sollten. Man gab daher um so schärfer Acht; die Unbefangenheit des Juden täuschte nicht; sein Fuhrwerk wurde visitirt, die Surrogat-Bohnen wurden gefunden, confiscirt, und der Jude mußte, aller Protestationen ungeachtet, in Arrest. Im Verhör suchte er sich durch das Vorgeben, er wolle einen Scherz damit machen, zu retten. Allein die Regie verstand diesen Scherz nicht; sie ging von dem Gesichtspunkte aus, der Angeklagte habe sie einerseits äffen, andrerseits aber das Publikum betrügen wollen, und verurtheilte ihn, da er kein Vermögen besaß, zu fünfjährigem Gefängniß.

Der Jude wandte sich an den Monarchen, der freilich über den originellen Einfall des Juden herzlich lachte, indeß sich aber auch Bericht von der Regie erstatten ließ, die an diesen Bericht zugleich die Frage hing: ob der Jude für seinen Frevel hinlänglich durch dies fünfjährige Gefängniß bestraft sey? — Friedrich antwortete: „Der Jude bleibt Arrestant, da die Regie nicht mit sich darf spielen lassen. Uebrigens ist er ein Betrüger, und soll daher, so lange die von ihm verfertigten Kaffeebohnen aushalten, jeden Morgen und Nachmittag eine Portion dieses Kaffees zu trinken, mit Gewalt angehalten werden.“

36.

Als der Monarch sein Sanssouci anlegte, war ihm eine Mühle an der Ausführung seines Planes in Hinsicht des Gartens durch ihre Lage sehr hinderlich. Friedrich ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, ihm seine Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte aber eine

zu große Vorliebe für die Mühle, die seine Vorfahren besessen, in der er selbst geboren war, und die nun auch an seine Kinder vererbt werden solle. Vergebens war das Versprechen des Monarchen, ihm eine weit bessere Mühle aufbauen zu lassen; vergebens war das Anerbieten, ihm eine Summe auszahlen zu lassen, die den Werth des Grundstücks weit überstieg. Ganz verdrießlich über diesen Eigensinn, sagte der Monarch: „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle wegnehmen kann, ohne dir einen Groschen zu bezahlen?“ — Mit größter Dreistigkeit erwiederte der Müller: „O ja, wenn das Kammergericht nicht in Berlin wäre!“ — Die Antwort gefiel dem Monarchen; sein Unwille legte sich; der Müller blieb im Besitz, und Friedrich änderte den Plan des Gartens.

37.

Ein Potsdamer Einwohner war von der Obrigkeit eines Frevels wegen bestraft, und wendete sich nun an den Monarchen, um Genugthuung zu haben. Friedrich billigte das Verfahren der Obrigkeit, und ließ dem Menschen einige sehr verdiente Verweise geben. Dieser aber ließ sich nun von seinem Unmuthe und von seiner Rachsucht so weit verleiten, einige kostbare Vasen im Garten von Sanssouci zu zerschlagen. Der Monarch war darüber sehr aufgebracht, und befahl, den Thäter auszumitteln; ein Geschäft, das um so weniger Schwierigkeit hatte, da der Leichtsinnige sich selbst nur zu bald verrieth. Man machte ihm den Prozeß; man verurtheilte ihn einige Jahre zur Festung, und da er einiges Vermögen besaß, zur Erstattung des Schadens. Die Festungsstrafe bestätigte der König, in Hinsicht der Bezahlung schrieb er auf den Rand:

„Der Bube kommt auf die Festung; des Schurken Geld mag ich nicht.“

38.

Friedrich hatte selbst die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben. Das Manuscript war vollendet. Er hatte es einst durchgelesen und auf dem Tische seines Arbeitszimmers liegen lassen. Ueber dem Tische hing ein Kronenleuchter. Aus Versehen eines Pagen fiel ein Funken auf die Handschrift, sie verbrannte, und der in das Zimmer zurückkommende Page sah mit Todesschrecken das Unglück, das seine Nachlässigkeit angerichtet hatte. In seiner Angst warf er sich dem Monarchen zu Füßen, und gestand, um Gnade bittend, sein Vergehen. — Ganz ruhig erwiederte der Monarch: „Auf die Art werde ich die Geschichte wohl noch einmal schreiben müssen!“ — Und wirklich schrieb der Monarch sie noch einmal.

39.

Der Monarch hatte in Potsdam schon seit einigen Tagen eine alte Bauerfrau bemerkt, die ihr Auge nicht von seinem Fenster abwendete. Er schloß daraus, daß sie ein Anliegen an ihn haben müsse, und schickte einen Pagen hinab, der sie darum befragen mußte. Die Frau sagte, daß sie den König selbst sprechen müsse. — — „Hat Sie eine Bittschrift?“ — „Nein. Ich muß den König selbst sprechen!“ — „Mütterchen, das geht nicht an.“ — „Geht nicht an? Warum nicht? Es wird wohl angehen; der König wird doch wohl einmal aus dem Hause kommen. Und wenns noch so lange währt? ich kann warten.“

Der Page erzählte dem Könige alles, was ihm die Frau gesagt hatte; und Friedrich befahl, daß die Frau heraufkommen solle. Als sie in das Zimmer trat, ging ihr der König entgegen, und fragte leutselig: „Nun, Mütterchen, was wollt Ihr denn?“ — „Ach allergnädigster König! Sie sind doch gar zu gut! Unser General fuhr mich ganz anders an, als ich zu ihm kam.“ — „So? Was sagte er denn?“ — „Ach, er sagte: Alte

Hexe! scheert Euch zum Teufel!" — „Das ist freilich nicht gut. Aber nun sagt, was wollt Ihr?" — „Ich bitte um einen von meinen beiden Söhnen; denn ich bin eine Wittwe. Den jüngsten Sohn haben sie mir nun auch unter das Volk genommen; der stand noch immer meiner Ackerwirthschaft vor. Aber nun muß alles zu Grunde gehen, wenn Sie mir keinen Sohn wiedergeben. Und ich dächte, es wäre doch wohl aller Ehren werth, wenn ich Einen darunter hätte." — „Seyd Ihr eines Kossathen oder eines Bauern Frau?" — „Bewahre Gott! ich bin eine Bauerfrau und habe mein eigenes Gut." — „Nun, nehmt die Frage nicht übel; ich habe dies nicht gewußt." — „Geben Sie mir nur meinen Sohn los, dann ist alles gut." — „Hört, Mutter, reist nur wieder nach Hause; da habt Ihr Reisegeld. Ihr sollt Euren Sohn auf den Herbst los haben!" — „Nein, Geld nehme ich nicht! dann verkaufte ich meinen Sohn, und es sieht mir auch noch nicht aus, als wenn Sie Lust hätten, meinen Sohn los zu geben." — „Wie kommt Ihr darauf?" — „Je nun, Sie haben ja noch nicht einmal gefragt, wie mein Sohn heißt und unter welchem Regimente er steht." — „Ja, Mutter, Ihr habt Recht. Nun, wie heißt Euer Sohn? In welchem Regimente steht er?" — „Der eine heißt Michel Krüger, und der andere Gottlieb Krüger. Beide stehen unter dem * * * Regimente in B." — „Das werde ich mir aufschreiben." — „Ja, wenn Sie es aber nicht gleich thun, dann vergessen Sie es wieder; denn Sie haben nur zu viel im Kopfe."

Der Monarch ließ sich so sehr zu der Einfalt und zu den Begriffen dieser Bäuerin herab, daß er es sich wirklich aufschrieb, es ihr vorlas und dann fragte, ob nun alles so recht sey. — „Ja, so ists ganz recht!" — „Nun, nehmt das Geld und reist in Gottes Namen. Eure Sohn soll auf den Herbst seinen Abschied haben." — „Ja, es wäre doch aber besser, wenn Sie mir dies schriftlich gäben!" — Ohne im Geringsten Ungeduld über das Andringen der Mutter zu äußern, antwortete der Monarch: „Nun, dann kommt morgen um diese Zeit

wieder, und holt es Euch ab!" — Sie ging. Der König ließ sogleich an den General von S... in B... schreiben und der Alten zwanzig Thaler Reisegeld zustellen.

40.

Im Jahre 1754 hatte der Monarch den Gedanken, in Sanssouci eine Bildergallerie anzulegen, zuerst, und gab nun an verschiedene Personen den Auftrag, Gemälde berühmter Meister aufzusuchen, und, wenn sie dem Könige gefielen, zu kaufen. Besonders wünschte Friedrich ein Paar Gemälde von Raphael zu besitzen. Der Beauftragte schrieb deßhalb nach Rom, und bald wurde ein Raphael entdeckt, der zu verkaufen war. Friedrich, davon unterrichtet, drang darauf, daß das Gemälde auf seine Kosten nach Potsdam zur Ansicht gesendet, und der Preis desselben genau bestimmt werden solle. Dazu wollte sich aber der Besitzer nicht entschließen, sondern ließ melden, daß der König von Polen schon dreißigtausend Dukaten für das Gemälde geboten habe, für welchen Preis es aber nicht verkauft würde. Friedrich antworte:

„Ich habe einen Raphael im Handel, der nicht so theuer ist, und darauf erwarte ich erst Antwort. Dem Könige von Polen steht es frei, für ein Gemälde dreißigtausend Dukaten zu zahlen, und in Sachsen eine Kopfsteuer von hunderttausend Thalern auszuschreiben. Das ist aber meine Methode nicht. Ich kaufe, was ich nach einem raisonabeln Preise bezahlen kann; was aber zu theuer ist, das überlasse ich dem Könige von Polen; denn Geld kann ich nicht machen, und Steuern auszuschreiben ist meine Sache nicht."

Potsdam, den 2. März 1756.

41.

Einst wurden unter Friedrichs Regierung zwei Novizen, die als Kapuziner eingekleidet werden sollten, mit Gewalt als Rekruten weggenommen. Ein Kapuziner-Pater, der um ihre Freigebung bitten sollte, traf den König mit dem Prinzen Wilhelm, und legte den Grund seiner Sendung dar. Friedrich, in der Ueberzeugung, der Geistliche verstehe kein Französisch, sagte in dieser Sprache zu dem Prinzen Wilhelm: „Ich will den Kapuzinern statt der Novizen ein Paar fette Ochsen zuschicken, die werden ihnen nützlicher und willkommener seyn!“ — Dann kehrte er sich gegen den Mönch und sagte deutsch: „Morgen sollen Sie das Novizenpaar am Kloster treffen.“ — Der Pater aber hatte des Monarchen Aeußerung wegen der Ochsen vollkommen verstanden, und antwortete in dem ehrfurchtsvollsten Tone: „Meine Mitbrüder werden über die große Gnade Ew. Majestät so gerührt seyn, daß sie auf meinen Antrag dem Einen den Namen Friedrich, dem Andern den Namen Wilhelm beilegen werden.“ — Der König, um seinen Namen nicht lächerlich zu machen, gab beide Novizen los.

42.

Der Oberstallmeister Graf von Schwerin, einer der Lieblinge Friedrichs, wurde einst vom Könige mit einer kostbaren Dose beschenkt, auf welcher das Gemälde eines Affen war. Der Graf dankte ehrerbietigst, war aber kaum von dem Monarchen entlassen, als er die Dose nach Berlin zu einem Juwelier mit dem Auftrage schickte, das Bild des Affen wegzunehmen, statt dessen ein Portrait des Monarchen darauf zu setzen, und dies alles gegen den folgenden Tag fertig zu haben.

Schwerin erhielt die Dose mit dem veränderten Gemälde am folgenden Morgen. Mittags war Tafel bei dem Monarchen, und der gegenwärtige Schwerin machte seine Nachbarn auf das Geschenk des Königs so aufmerk-

sam, daß es selbst dem Monarchen auffiel. — „Was gibts da?“ fragte er. — „Ich zeige meinen Nachbarn die Dose, die Ew. Majestät mir schenkten.“ — „Gefällt sie Ihm?“ — „Außerordentlich, und um so mehr, da das Gemälde mich immer an Ew. Majestät erinnern wird.“ — Der Monarch stutzte; er ließ sich die Dose zeigen, und war mit dem sinnreichen Einfall des Grafen so zufrieden, daß er ihm noch eine schönere Dose mit seinem besser getroffenen Bildnisse verehrte.

43.

Nach der Schlacht bei Lissa und der darauf erfolgten Einnahme Breslau's mochte Maria Theresia einsehen, daß es rathsam sey, sich dem Monarchen zu nähern. Um sich und ihrer Würde aber nichts zu vergeben, nahm sie die Miene einer mehr als gewöhnlichen Großmuth an, und ihr Minister, Graf Kaunitz, mußte an Friedrich schreiben, daß gegen ihn eine große Verschwörung im Werke sey, bei welcher zwei Italiener die Hauptrolle übernommen hätten. Friedrich hielt diese Verschwörung für erdichtet; weil er sich aber schon längst durch die unwürdige Schreibart und durch die unanständigen Ausdrücke vieler österreichischen und Reichshofraths-Schriften sehr beleidigt hielt, so benutzte er diese günstige Gelegenheit, der Kaiserin seine Ansichten über diese Ungezogenheiten zu äußern. Er ließ ihr Folgendes antworten: „Ich bin Ew. Kaiserl. Majestät für die gütige Nachricht verpflichtet. Allein es gibt zwei Arten von Meuchelmord, die eine durch Gift oder Dolch, die andere durch beleidigende und ehrenrührige Schriften. Ich versichere Ew. Majestät, daß ich die erstere sehr wenig achte; aber gegen die letztere bin ich um so empfindlicher, je näher sie der Sprache der Hökerweiber kommt.“

44.

Die bedenkliche Lage Friedrichs vor der Schlacht bei Liegnitz war den Oesterreichern zu erwünscht, und gab ihnen zu viel Hoffnungen, als daß sie nicht durch witzige Aeußerungen und Vergleichungen ihre Freude hätten an den Tag legen sollen. Unter andern hatte einer der österreichischen Generale an der Tafel gesagt: „Der Sack ist halter aufgemacht, in welchem man den König von Preußen und seine Soldaten fangen und ihnen dann halter den Sack überm Kopfe zuschnüren wird."

Friedrich erfuhr diesen Einfall, und erzählte ihn scherzend über Tische seinen Generalen. Dann setzte er lachend hinzu: „Messieurs, die Oesterreicher haben halter nicht ganz Unrecht; aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, das sie in ihrem ganzen Leben nicht wieder ausbessern werden."

45.

Aus dem Schloßfenster zu Berlin hörte der Monarch einst die Schüler des grauen Klosters in der Burgstraße das Gellertsche Lied singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

„Sie muß freilich groß und grenzenlos seyn!" sagte er, weil sie es duldet, daß die Jungen so elend singen!"

46.

Der König forderte einst ein Glas Wasser. Der Page, der es ihm reichen wollte, glitt auf dem Boden aus und fiel mit dem Glase vor dem Monarchen hin. — „Ach Gott!" seufzte der Page; „nun bin ich um Ew. Majestät Gnade gekommen!"

„Wie könnte Wasser so große Dinge thun!" erwiederte Friedrich.

47.

Ein Kaufmann, der wegen heimlich eingeführter Contrebande in harte Strafe genommen werden sollte, reichte eine Vorstellung bei dem Könige ein, die er mit folgenden Worten schloß:

„Ich lebe der allerunterthänigsten Zuversicht, Ew. Königlichen Majestät Augen werden mit dem Könige David, Psalm 101. V. 6, nach den Treuen im Lande sehen, und gerne fromme Diener haben, daß sie bei Höchstdenenselben wohnen; und bitte daher fußfälligst, mich wider alle Anfechtungen mit Höchstdero Gnadenflügeln zu bedecken, und in Ansehung meiner Königliche Gedanken spüren, damit ich mit dem Könige David ausrufen könne: „Der Herr ist mit mir; darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?"

Der Monarch, der bei Empfang dieses Briefes bei guter Laune war; schrieb eigenhändig auf den Rand der Vorstellung:

„Der König David hat nie mit Contrebandiren zu thun gehabt, und also hat der Patron seine Bibellectüre hier sehr unnütz angebracht. Weil er mir aber die Ehre erwiesen hat, mich mit dem Könige David zu vergleichen, so kann man den Schlingel dießmal so gehen lassen! kommt er wieder, so marschirt er, ohne auf den König David zu reflectiren, nach Spandau."

48.

Friedrich konnte sich jede Physiognomie auf viele Jahre merken. Einst traf er in Schlesien einen Bauerjungen an, der ein verlornes Stück Geld mit vielen Thränen und großem Geschrei suchte. Der König sah ihn genau an, erbarmte sich seiner, und warf ihm ein Goldstück zu. — Einige Jahre nachher faßte er den nämlichen Bauerjungen ins Gesicht, er ließ ihn fragen: ob er nicht vor mehreren Jahren in der nämlichen Gegend Geld verloren und gesucht habe. Der Bursche bejahete

es mit der dankbaren Erinnerung, daß ihn Seine Majestät damals mit einem Goldstücke beschenkt hätten. „Gebt ihm noch einige," sagte der Monarch zu seiner Begleitung; „denn dieser Umstand läßt mich Gott für meine scharfen Augen danken, die ich noch in meinem hohen Alter habe."

49.

Ein Bauer und seine Frau wollten einst dem Monarchen eine Bittschrift überreichen. Der König fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, erwiederte er: „Lieben Kinder, mit dem Gesuche müßt Ihr an die Kammer gehen, die wird euch schon Bescheid ertheilen." — „Da sind wir schon gewesen!" antworteten beide. — „Nun, dann kann ich Euch nicht helfen!" sagte Friedrich. Diese Aeußerung hatte der Bauer nicht erwartet; unwillig nahm er seine Frau bei dem Arme und sagte: „Komm nur, komm! du hörst ja wohl, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt!" — Dieser Ausdruck brachte den König zum Lachen; er nahm die Bittschrift an und empfahl der Behörde die Sache der beiden Bittenden.

50.

„Fabriken sind wohl nicht hier?" fragte der Monarch bei dem Umspannen in einem kleinen Landstädtchen den Bürgermeister. — „Halten Ew. Majestät zu Gnaden," erwiederte der Letztere, „es sind drei hier, eine runde weiße und zwei schwarze mit Zöpfen!" — Friedrich sah den Mann verwundernd an, und dieser fand darin eine Aufforderung, sich deutlicher zu erklären. — „Die weiße runde trägt der Herr Pastor, die beiden schwarzen der Herr Acciseinspektor und meine Wenigkeit." — „Sag' Er, was Er eigentlich meint!" — „Ich denke, Ew. Majestät haben nach „Perücken" gefragt," antwortete der etwas schwer hörende Bürgermeister.

51.

Im Jahre 1752 fand sich an Friedrichs Hofe ein Engländer ein, der ein so starkes Gedächtniß hatte, daß er mehrere Bogen, die man ihm vorlas, Wort für Wort wieder hersagen konnte. Friedrich selbst machte eine Probe mit ihm, und fand des Mannes Gedächtniß außerordentlich. Gerade in dieser Stunde ließ sich Voltaire beim Könige mit einem neuen Gedicht melden, das er so eben vollendet, und dem Monarchen vorlesen wollte. In dem Augenblicke fiel Friedrich der Gedanke ein, den Dichter etwas zu demüthigen, und ihm eine kleine Verlegenheit zu bereiten. Ehe Voltaire kam, mußte der Engländer hinter einen Schirm treten, und auf jedes Wort achten, das der Dichter ablesen würde. Nun erschien Voltaire; er las sein schönes Gedicht mit aller Wärme und Empfindung ab, Friedrich erzwang eine gewisse Gleichgültigkeit und sagte nach Beendigung: „Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, lieber Voltaire, daß Sie sich fremde Arbeiten zueignen, und diese für die Ihrigen ausgeben. Dies Gedicht ist wieder ein Beweis davon.“ — Ein kränkenderer Vorwurf konnte dem Dichter nicht gemacht werden. Bei allem Möglichen versicherte er, daß diese jetzt vorgelesenen Verse seine eigene Arbeit wären, und daß der Monarch ihn durch diesen Vorwurf auf das Empfindlichste kränke. — „Aber,“ erwiederte Friedrich, „wenn ich Sie nun überzeuge, daß diese Verse von einem Engländer verfertigt sind, und daß also nicht Sie der Verfasser sind?“ — Voltaire vertheidigte sich immer heftiger; er betheuerte seine Unschuld sogar mit Schwüren. — „Nun, ich überzeuge Sie,“ sagte Friedrich, und ließ den Engländer durch einen Umweg ins Zimmer treten. — „Sagen Sie doch einmal das letzte Gedicht her,“ redete ihn Friedrich an. Mit kaltem Ernst trat der Engländer mitten ins Zimmer und wiederholte Voltaires Gedicht, ohne auch nur das Mindeste auszulassen. — Der arme Dichter gerieth außer sich. „O Himmel!“ rief er aus; „hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine

Verse zueignet? Hier ist eine Zauberei im Spiele, die mich zur Verzweiflung bringt!" — Der Monarch lachte über diesen lustigen Auftritt, und belohnte den Engländer reichlich für das Vergnügen, das er ihm gemacht hatte.

52.

Die Prinzessin Elisabeth von Preußen ließ sich einst einen sehr reichen Stoff zu einem Kleide aus Lyon kommen. Waaren dieser Art waren gänzlich im Lande verboten; ein Accisebeamter zu Potsdam trieb daher seinen Diensteifer so weit, daß er dies Kleid confiscirte und dieß der Prinzessin meldete.

Ueber ein solches Verfahren aufgebracht, ließ diese dem Accisebedienten sagen, daß sie bereit sey, die Strafe zu bezahlen, er möge nur kommen und das Kleid bringen. Es geschah. Die Prinzessin nahm dem Beamten das Kleid ab, gab ihm ein Paar Ohrfeigen und warf ihn aus dem Zimmer. Dieser Mann, der seine Ehre für zu sehr gekränkt hielt, setzte eine Klage über diesen Vorfall auf und überreichte sie dem Monarchen selbst. Der Monarch entschied folgendermaßen:

„Die Accisegefälle verliere Ich. Die Prinzessin behält ihr Kleid, und die Ohrfeigen der, der sie bekommen hat. Was die Schande anbetrifft, so spreche ich den Kläger davon los; denn die Berührung einer schönen Hand kann nie das Gesicht eines Accisebedienten entehren."

53.

Als der König um die Nicolaikirche zu Potsdam bedeckte Gänge mit Schwibbogen aufführen ließ, und dadurch die inneren Fenster verbauet wurden, so verlor die Kirche etwas an Licht. Die Kirchenvorsteher kamen deßhalb bittend bei dem Monarchen ein, daß er diesen Bau unterlassen möchte. Friedrich schrieb unter ihre Vorstellung: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

54.

Ein Kolonist, dem der König die gewöhnlichen Wohlthaten erzeigte, das heißt, ihm ein Haus aufbauen, ihm Gartenland anweisen, und Geräthschaften, auch eine Kuh geben lassen, war dessenungeachtet damit nicht zufrieden, und trat selbst den Monarchen mit seiner Klage an. Seine Absicht war, durch einen gewissen Trotz noch mehr zu erpressen, und sagte deßhalb geradezu dem Könige: „Er werde mit seinen Kindern wieder aus dem Lande gehen, und einen Ort suchen, wo er es viel besser haben könne.“ — Der Monarch antwortete ganz gelassen: „Daran thut Ihr ganz recht. Wüßte ich einen Ort, wo ich es besser haben könnte, ich ginge heute noch hin!“

55.

Eines Tages war der König ganz allein in seinem Zimmer in Sanssouci. Ein Fenster war offen, und in diesem Fenster stand eine Chatoulle des Königs, die erst an diesem Morgen mit Rollen voll Dukaten angefüllt war. Der Monarch bemerkte nicht, daß einer seiner Bedienten unter dem Fenster hin ging; der Bediente aber sah, daß der König eingeschlummert war. Unbemerkt entwendete dieser eine Geldrolle, und entfernte sich eben so ungesehen. Einige Stunden nachher wurde der Monarch den Diebstahl gewahr, und rief sogleich einen seiner Leibhusaren. — „Mir fehlt,“ redete er diesen an, „eine Rolle Dukaten, und ich will wissen, wer sie gestohlen hat.“ — Der erschrockene Husar versicherte, er wisse hiervon nichts. „Ew. Majestät irren vielleicht; denn es ist doch nicht gut möglich, eine Rolle Dukaten in Ihrer Gegenwart zu stehlen.“ — „Genug, die Rolle fehlt. Und wenn du mir den Dieb nicht nennen kannst, so halte ich mich an dich; du bleibst verantwortlich.“ Der Husar stellte dem Monarchen vor, daß er ja für das nicht verantwortlich seyn könne, was in seiner Abwesenheit in des Königs Zimmer vorgehe. — „Ich bin nicht ungerecht,“

erwiederte Friedrich; „aber ich kann verlangen, daß du deine Kameraden genau kennst; du mußt wissen, ob ein Spitzbube unter ihnen ist.“

Von diesem Augenblicke an spürte der redliche Husar unter allen Bedienten des Königs nach, und endlich gelang es ihm, den Dieb auszumitteln, und diesen dem Monarchen zu entdecken. Friedrich ließ diesen vor sich kommen; schon das Gesicht verrieth ein böses Gewissen. — „Spitzbube!“ redete ihn der König an, „du hast mir eine Rolle Dukaten gestohlen. Hier hast du noch eine, und nun lauf, was du kannst, um aus meinem Lande zu kommen, damit ich keinen, der einst meine Livree trug, am Galgen sehe. Laß dich nie diesseits der Grenze wieder blicken, du wirst gewiß gehängt.“

56.

Ein junger Kandidat der Theologie hatte eben erst die Universität verlassen. Von sich und seinen eingebildeten Vorzügen etwas zu sehr eingenommen, wagte er es, den Monarchen anzutreten, und ihn mündlich um die Conferirung einer jetzt vacanten, sehr wichtigen Stelle zu bitten. Der König, den eine solche Zudringlichkeit verdroß, sah den jungen Menschen schärfer an, nahm übrigens die Bittschrift und befahl ihm, nach der Parole die Antwort zu holen. Erwartungsvoll und kaum noch an der Gewährung seiner Bitte zweifelnd, erschien er, erhielt ein Schreiben und öffnete es eilig. Es war seine eigene Bittschrift, unter die der Monarch weiter nichts geschrieben hatte, als: „2. Samuelis Kap. 10. V. 7.“ — Noch erwartungsvoller eilte er nach Hause, schlug die Bibel auf, und fand die Worte: „Bleibet zu Jericho bis Euch der Bart gewachsen, und dann kommt wieder.“

57.

Der verabschiedete Oberst von H... machte viel und mitunter große Reisen, auf denen ihm nichts so zuwider war, als daß er den gewöhnlichen Posten, und oft auch anderen Wagen, ausweichen mußte. Um dies zu vermeiden, gab er seinem Kutscher die Uniform der Postillons, und ließ ihm überdies ein Posthorn umhängen. Auf diese Art erreichte er seinen Zweck; man hielt seinen Wagen für eine Extrapost, und jedes andere Fuhrwerk, selbst die gewöhnliche Post, wich ihm aus. Das königliche Postamt beschwerte sich deßhalb, und der Oberst, statt auf diese Beschwerde zu achten, wendete sich an den Monarchen mit der Bitte, ein Posthorn führen zu dürfen. Friedrich schrieb eigenhändig unter die zurückgehende Bittschrift: „Mein lieber Oberst von H... Es ist Ihm erlaubt, so viel Hörner zu tragen, als Er will. Nur darf Er keine Posthörner tragen, das ist ein für allemal gegen die Verordnung."

58.

Als der König im August 1761 mit der Armee bei Schweidnitz stand, und in dem Dorfe Jauernick auf dem Kirchhofe eine Schanze angelegt werden mußte, so wurden zu dieser Arbeit viele Soldaten aus verschiedenen Regimentern dahin geschickt, die unter der Aufsicht eines Offiziers arbeiten mußten. Bei dem Auswerfen der Erde trafen einige Arbeiter auf einen alten Topf; da sie diesen aber nicht mit der erforderlichen Behutsamkeit hervorzogen, so zerbrach er oben etwas, und sie wurden gewahr, daß Geld darin sey. Sie wollten schon darüber herfallen; allein der Offizier trieb sie davon, und nahm den Topf zu sich, mit der Erklärung, er wolle das Geld, das darin wäre, richtig unter sie vertheilen, wenn sie abgelöst würden. Die Arbeiter waren mit diesem Erbieten zufrieden; der Topf wurde in die Kirchenthür gesetzt. Der Offizier aber entfernte sich, zog die Strümpfe aus,

trat mit bloßen Füßen in die Stiefeln, schüttete heimlich das Geld aus dem Topfe, legte die Strümpfe unten in denselben, und warf dann das noch übrige Geld hinein. Die Arbeiter wurden abgelöst; sie forderten den Topf von dem Offizier, der ihn auch gleich hergab, das Geld ausschüttete, und ihnen zeigte, es sey nicht lauter Geld im Topfe, sondern unten fänden sich alte Lumpen. Aber ein lautes Mißvergnügen zeigte sich nun unter den Arbeitern; sie äußerten laut, es ginge nicht richtig zu, so daß der Offizier sich genöthigt sah, mit dem Stocke zu drohen.

In diesem Augenblicke kam der Monarch, um die Schanzarbeit zu sehen; der Lärm fiel ihm auf; er fragte nach der Veranlassung. Die Soldaten erzählten ihm die ganze Begebenheit, und der König ließ sich den Topf, das Geld und die angeblichen Lumpen vorzeigen. Ein alter Grenadier hatte diese letztern in der Hand, und sagte: „Ihro Majestät, es sind keine alten Lumpen, sondern ein Paar Zwirnstrümpfe, in die ein Name gezeichnet ist!“ — Dabei zeigte er dem Monarchen die Strümpfe, so daß dieser deutlich die Buchstaben „v. ***“ oben am Rande gewahr wurde. Der König ließ den Offizier herbei rufen, und fragte ihn, wie er heiße. — Der Offizier sagte: „v. ***“ — „Nun,“ war des Monarchen Antwort, „weiß Er nicht, daß dies Geld Ihm gehört? Seine Vorfahren haben es hierher vergraben. Da steht ja der Name im Strumpfe, und zwar noch so gut, als wäre er erst heute hinein genähet. Bursche, wißt Ihr was? Laßt dem Offizier sein Geld; ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücken anfüllen, und dann soll er in so viel Theile, als Ihr hier seyd, vertheilt werden. Seyd Ihr damit zufrieden?“ — Sehr gern waren die Soldaten mit diesem Vorschlage zufrieden, und konnten es um so mehr seyn, da der Topf mit ungültigen alten Münzen, und größtentheils Kupfergeld, angefüllt gewesen war. Auf diese Art riß Friedrich den beschämten Offizier am besten, und fast auf die einzig mögliche Art aus aller Verlegenheit.

59.

Als Friedrich eines Morgens aus dem Thore zum Exerciren ritt, begegnete ihm eine Extrapost, in welcher der General v. B., der ungeheure Schulden hatte, saß. Der König, der ihn seiner Bravour wegen sehr schätzte, kannte ihn gleich, ritt näher, und befahl zu halten. — „Guten Morgen, lieber General v. B., Er hat sich ja früh auf die Beine gemacht!" redete er ihn an. — „Ja, Ew. Majestät, ich muß wohl!" — „Weßhalb?" — „Ich will mich heute mit meinen Gläubigern setzen." — „Da hätte Er immer in Berlin bleiben sollen. In Potsdam findet Er schwerlich so viel Stühle!" erwiederte Friedrich, und ritt weiter.

60.

Von dem General Seidlitz, einem der ersten Heerführer Friedrichs, mögen hier zwei Anekdoten einen Platz einnehmen, deren eine ihn als einen gewandten Reiter, die andere als einen Mann von Bravour auszeichnet.

Zu Kroloczin in Großpolen an der schlesischen Grenze traf Seidlitz einen Armenier, der mit einer ansehnlichen Koppel Pferde zum Verkauf nach Schlesien reiste. Seidlitz besah diese, und fing den Handel um drei noch vorhandene, aber äußerst wilde Pferde an. Er verlangte, man solle sie ihn reiten lassen.

Voll Verwunderung sah der Armenier ihn an; mit einer treuherzigen Miene sagte er zu ihm: „Ei, ei, mein Freund, diese wirst du mir nicht abkaufen, die hat unter meinen Leuten noch keiner geritten; niemand kann sie bändigen." Seidlitz wiederholte seinen Wunsch, und auf sein immer zudringlicher werdendes Verlangen wurden die Pferde aufgezäumt. Seidlitz bestieg sie und machte, zum größten Erstaunen des Armeniers, mit den Pferden, was er wollte. Jetzt reichte ihm der Armenier die Hand. — „Höre Freund!" sagte er, „du bist der erste Reiter,

den ich kenne. Werde mein Stallmeister, ich gebe dir hundert Dukaten." Seidlitz lächelte. — „Ist dir dies Gebot zu gering, so biete ich dir zweihundert." Seidlitz, der damals noch ein junger Offizier war, nannte nun seinen wahren Stand, und hatte jetzt den Vortheil, daß er die drei ausgezeichnet schönen Pferde um einen sehr billigen Preis bekam.

61.

Um die Zeit, in welcher Seidlitz noch als Major bei den Husaren von Natzmer in Trebnitz stand, trieb sich ein äußerst wüster polnischer Edelmann mit einem starken Gefolge auf allen Märkten umher, und machte als Despot mit jedem Edelmann und Kaufmann, was er wollte. Er war das Schrecken seiner Gegend auf polnischer und schlesischer Seite; er war dies theils durch seinen Säbel und Stock gegen gemeine Leute, theils durch seine persönliche Bravour gegen Edelleute, die natürlich mit jedem Siege über irgend einen Schwächern und Furchtsamern wachsen mußte.

Dieser Berüchtigte und Gefürchtete traf einst den Major Seidlitz auf dem Pferdemarkte zu Koblin, einem eine Meile von der schlesischen Grenze entfernten Städtchen. Er glaubte als polnischer Edelmann dem preußischen Offizier eben so mitspielen zu können, als jedem andern, und verlangte daher von Seidlitz, der eben den Markt verlassen wollte, er solle ihm ein Pferd abkaufen. Seidlitz gab zur Antwort, daß er das Pferd nach dem Gasthofe bringen solle, in welchem er, der Major, zu Mittage essen werde; auf den Markt gehe er nicht wieder zurück. — Der Polak bestand darauf, Seidlitz solle mit ihm nach dem Markte gehen. Natürlich, daß dieser nun um so mehr bei seiner Weigerung blieb. Er ging und setzte sich zu Tische, bestellte aber, daß sein ihn begleitender Unteroffizier nebst den beiden Husaren sich zu Pferde setzen, die Pistolen laden und sein Pferd in Bereitschaft halten sollten. Der Pole fand sich im Gasthofe

ein, wurde immer unverschämter in seinen Forderungen, und bestand darauf, der Major solle schlechterdings mit nach dem Markte gehen.

Einige Augenblicke hörte Seidlitz jene ungestümen Aeußerungen an; dann setzte er seinen Hut auf, schnallte den Säbel um, und erklärte, daß er sich von Niemand beleidigen lasse, und wenn er, der Polak, etwas von ihm verlange, so stehe er ihm auf alle Fälle zu Dienste. Im Augenblick flogen die Säbel von beiden aus den Scheiden, und bei dem dritten Hiebe bekam der Pole eine starke Wunde ins Gesicht. Jetzt retirirte er zur Thür hinaus und nach dem Markte zu; Seidlitz aber verfolgte ihn, indem er ihm Hieb auf Hieb mit der flachen Klinge gab, bis beide auf dem Markte waren. Dieser unerhörte Sieg, dieser Muth von einem Ausländer unter den Augen von mehr als hundert polnischen Edelleuten, dies schimpfliche Weichen eines Mannes, den jeder fürchtete, und von dem selbst Vornehmere glaubten, daß er durch die Kunst, sich fest zu machen, unüberwindlich sey, machte das größte Aufsehen. Keiner der Anhänger des Polen wagte, ihm beizustehen. Jetzt fragte Seidlitz den halb Ohnmächtigen, ob er noch Genugthuung auf Pistolen verlange? Mit Kopfschütteln verneinte er dies.

Aber desto vergnügter wurden nun die, denen der übermüthige Polak sonst so oft ein Schrecken gewesen war. Laut rief man den Namen des Siegers aus, unter Freudenruf begleitete die Menge den braven Seidlitz nach seinem Quartier, und ruhig verließ dieser die Stadt, ohne irgend eine Vorkehrung zu seiner Sicherheit nöthig gehabt zu haben.

62.

Der unter dem Namen Quintus Icilius bekannte Major, welcher die Feldzüge von 1759 an mitmachte, stammte aus Magdeburg, wo sein Vater, Namens Guischard, königlich preußischer Hofrath war. Er war in den alten wie in den morgenländischen Sprachen sehr bewandert, und hatte die berühmtesten Universitäten be-

sucht, trat aber zum Militairstande über, und ward vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig dem Könige empfohlen.

Der König ließ ihn gegen das Ende des Jahres 1757 nach Schlesien kommen. Er behielt ihn in seinem Gefolge, und unterredete sich oft mit ihm von der Kriegskunst der Griechen und Römer. Die seltene Einsicht, welche Guischard in derselben zeigte, verursachte dem Könige so viel Vergnügen, daß Er auf den Gedanken gerieth, ihm den Namen eines alten römischen Hauptmanns von der zehnten Legion beizulegen, und da fiel dem Monarchen zuerst der Name Quintus Icilius ein. Der König legte ihm solchen von dieser Zeit an beständig bei, und als er ihm 1759 das Freibataillon des Majors du Verger gab, ließ er zugleich bei der Armee bekannt machen, daß solches Quintus Icilius hieße.

Er wohnte nun als Major den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und der König gab ihm ein Frei-Regiment von drei Bataillonen, mit dem Auftrage noch sieben Frei-Bataillone zu errichten. Dieses Geschäft vollführte er glücklich. 1761 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preußen. 1761 mußte er das Hubertsburger Schloß seiner Zierrathen berauben, zur Vergeltung, da die Feinde ein gleiches zu Charlottenburg gethan hatten. So verrichtete er die ihm zukommenden Dienste bis zum Ende des Kriegs, unter vielen Gefährlichkeiten und Beschwerden. Nach dem Frieden wurde sein Regiment 1763 am Tage des Einmarsches in Berlin abgedankt, welches ihm sehr nahe ging. Der König behielt ihn aber bei sich, und ernannte ihn zum Obristlieutenant.

Friedrich Wilhelm der Erste,

König von Preußen.

1.

Friedrich Wilhelm, in allen Stücken der beste Oekonom und sparsam bis zum Geiz, verwendete außerordentlich große Summen, um Leute von riesenmäßiger Größe unter seine Leibgarde zu bekommen. Seine Leidenschaft in diesem Stücke kannte weder Maaß noch Ziel, und die Verschwendung, welche er in dieser Hinsicht zeigte, war um so auffallender, da niemand den Werth des Geldes besser kannte als er. Die Summen, welche ihm während seiner Regierungszeit die Befriedigung dieser Leidenschaft gekostet hat, sind freilich nicht genau anzugeben; sie erscheinen aber, schon nach einem allgemeinen Ueberschlage, als ungeheuer groß. Man sagt, der König habe kurz vor seinem Tode die Rechnungen, woraus sie nachgewiesen werden konnten, eigenhändig ins Feuer geworfen. Ist dieß gegründet, so dürfte man vielleicht daraus schließen, daß er sich seiner seltsamen Leidenschaft selbst geschämt habe.

Keine Nation in Europa, fast kein Volk in der Welt war vorhanden, aus welchem sich nicht Menschen von riesenmäßiger Größe unter dem Leibregimente des Königs befunden hätten. In allen Gegenden Europas hielt er Auflaurer und Menschenfischer, welche die schönsten und längsten Leute, gutwillig oder gezwungen, durch List oder

Gewalt zu seinen Soldaten anwarben. Hiebei fielen zuweilen die größten Ungerechtigkeiten, ja wahre Barbareien und Unmenschlichkeiten vor. Ruhige Bürger, verheirathete Männer, wohlhabende Einwohner, wurden aus dem Schooße ihrer Familie, aus dem Kreise ihrer Bekannten aus fernen Landen weggerissen und nach Potsdam geschleppt, um die sonderbare Laune eines Königs zu stillen, welcher im Ernst behauptete, Gott habe ihm alle Menschen von ungewöhnlicher Höhe vermacht, er habe sie blos darum erschaffen, damit sie sein Leibregiment verschönern möchten; sie gehörten ihm mit Recht an, weil andere Fürsten sie nicht zu schätzen wüßten. Der König mußte sich manche Verunglimpfung und Spötterei gefallen lassen, die ihm seine seltsame Liebhaberei zuzog. So meldete z. B. einmal ein holländischer Zeitungsschreiber: es sey in Potsdam der Flügelmann der Garde, ein Riese von Gestalt, gestorben; man habe die Leiche secirt, aber gefunden, daß diesem riesenmäßigen Soldaten das Herz gänzlich gefehlt habe. Dem Könige wurde dieß hinterbracht, und zugleich vorgestellt, daß er deßhalb auf eine nachdrückliche Bestrafung des Zeitungsschreibers, wegen einer solchen unziemlichen Erdichtung, antragen müßte. Friedrich Wilhelm lehnte dieß indessen ab, und befahl nur, in den Zeitungen öffentlich bekannt zu machen: Die Sache habe ihre völlige Richtigkeit, und es sey der gestorbene und secirte Flügelmann ein Holländer gewesen.

2.

Einer der berühmtesten Riesen unter der Garde Friedrich Wilhelms war der Irländer James Kirkland. Diesen verschaffte ihm sein Gesandter am englischen Hofe, der geheime Rath von Borke. Er schrieb dem Monarchen aus Gravesand: „Er habe einen Irländer, Namens Kirkland, als seinen Bedienten für sechzig Pfund Sterling auf drei Jahre gemiethet, sich selbst aber einen andern Namen gegeben, damit Jener nicht wissen möge, in wessen Dienst er gekommen sey; hierauf habe er ihn mit guter Manier auf ein hamburgisches Schiff bringen,

und eine Kommission erdichten lassen, die er dort ausrichten solle. Man habe keine Mühe, keine Kosten, keine Gefahr geachtet, man habe viel gewagt, den Menschen fortzuschaffen. Ein gewisser Mann habe Leib und Leben daran gesetzt, und verlange dafür tausend Pfund Sterling zur Belohnung. Die übrigen Kosten betrugen zweihundert und sechs und sechzig Pfund; es wären Bekannte dieses Menschen, die ihn auslieferten, bestochen, ein Friedensrichter gewonnen, englische Gardesoldaten und noch andere Leute dazu gebraucht worden. Der Wagehals, welcher sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt habe, erbiete sich zu mehr solchen Diensten, bäte aber aufs Aeußerste, nicht genannt zu werden. Wenn der König des geheimen Raths Lage verbessern wollte, daß er mehr auf's Ungefähr daran wenden könnte, so habe er Hoffnung, noch mehr Leute zu bekommen." Der König zahlte nicht nur ohne Bedenken die tausend Pfund für den Unbekannten, der Leib und Leben an den Rekruten gewagt haben sollte, sondern auch die specificirte Rechnung von zweihundert und sechs und sechzig Pfund, und überdieß noch an den Bassisten Kotrowsky für Auslagen von Hamburg bis Potsdam dreihundert und acht und vierzig Thaler.

3.

Ein anderer großer Rekrut, Joseph Große, welcher freiwillig in preußische Dienste trat, erhielt fünftausend Gulden Handgeld. Das Kloster, dessen Unterthan er war, empfing fünfzehnhundert Thaler Abkaufungsgeld; nimmt man noch Transport und Unterhaltungskosten hinzu, so kam dieser einzige Soldat über fünftausend Thaler zu stehen. Nur selten wurden Ausländer nach Potsdam geliefert, die nicht einzeln mehrere tausend Thaler gekostet hätten, ehe sie an Ort und Stelle kamen. Dabei scheute man sich nicht, dem Könige Auslagen für Spione, für solche, die den Rekruten verführt und durch allerlei Künste ins Netz gelockt hätten, in Rechnung zu bringen. Vielmehr war dieß eine Gelegenheit, die von denen, welche

diese Industrie trieben, sich beträchtliche Summen zu erwerben, benutzt wurde. Sah der König einen riesenmäßigen Rekruten, so schien ihn seine, selbst ins Kleinliche gehende Genauigkeit im Durchsehen von Rechnungen gänzlich verlassen zu haben. Man konnte ihm sogar Tausende als Prämien, für Personen, die mit geholfen hatten, abfodern, und er bezahlte ohne Schwierigkeit, Prüfung und Vorwurf.

4.

Von der Größe der Leute, die Friedrich Wilhelm in sein Leibregiment aufnahm, kann man sich aus folgendem Vorfalle einen Begriff machen. Der König August von Polen, der wegen seiner Leibesstärke so berühmt war, besah im Jahr 1728, während eines Besuchs bei seinem königlichen Nachbar, das riesenmäßige Leibregiment. Ob er nun gleich selbst einen hohen Wuchs hatte, so konnte er doch mit seiner ausgestreckten Hand dem Flügelmann Hohmann nicht bis an den Kopf reichen. Dieses Leibregiment bestand im Jahr 1739 aus sechzig Oberoffiziers, hundert und fünf und sechzig Unteroffiziers, fünfzehn Chirurgen, fünfzehn Pfeifern, hundert und fünf und neunzig Grenadieren, eintausend neunhundert und fünf und sechzig Musketieren und drei und fünfzig Tambours. Dazu kamen noch vier Kompagnien sogenannter Unrangirter, deren jede aus vier Offiziers, sechs und zwanzig Unteroffiziers, fünfhundert und neun Gemeinen, acht Pfeifern und zwölf Tambours bestand. Die gewöhnliche Rekrutirung dieses Regiments geschah bei den Musterungen. Hier hob der König aus jedem Regiment die größten und schönsten Leute aus, und bezahlte den Kompagniechefs nicht blos die von ihnen angegebenen Werbungskosten, sondern gab ihnen oft auch einen ansehnlichen Ueberschuß, und feuerte sie dadurch so wie durch die Versicherung seiner vorzüglichen Gnade, zu immer größerem Wettkampf im Streben nach großen Rekruten an. So ließ er einst dem Regimente von Dohna für achtzehn bei der Revue ausgehobene Rekruten die

Summe von zwölftausend sechshundert und vier und sechzig Thaler auszahlen. Bei der Musterung im Jahr 1731 hob er aus vier Regimentern ein und sechzig Mann aus. Diese hatten bei ihrer Anwerbung eilftausend einhundert und fünfzig Thaler Handgeld bekommen, und der König vergütete dafür vierzehntausend dreihundert und zwei Thaler. Niemand konnte seine Gunst sicherer erlangen, als wer ihm große Rekruten verschaffte. Aemter, Würden, Ehrenbezeugungen wurden dadurch erkauft. Dabei wurde denn freilich wenig oder gar nicht darauf gesehen, ob Jemand die erforderlichen Fähigkeiten zu einem Amte, oder ob ein Anderer nähere und gerechtere Ansprüche darauf habe. Besonders bemühten sich die Regiments- und Kompagniechefs, sich die Gunst des Königs durch Lieferung großer Rekruten zu erwerben. Keine List, keinen Kunstgriff hielt man unter seiner Würde, keine Gewaltthätigkeit außer den Schranken des Rechts und der Befugniß, wenn es darauf ankam, der Liebhaberei des Königs zu fröhnen. Die preußischen Werber waren in ganz Europa ein Gegenstand der Furcht, des Schreckens und Abscheues; ihr Name schreckte ungerathene Söhne, wie der Name des Kobolds unartige Kinder; er schreckte Eltern großer Söhne, wie der Gedanke an Türken und Panduren. Einen preußischen Werber und einen Menschen ohne alles menschliche Gefühl hielten Viele für ganz gleichbedeutende Begriffe. Kein reisender Kaufmann, kein Handwerksbursche, kein Bürger eines noch so mächtigen Landes war, wenn er sich durch Größe auszeichnete, vor der List und Gewaltthätigkeit der preußischen Werber sicher.

5

Es geschah nicht selten, daß die lautesten Klagen über solche Ungebühr erhoben wurden, und daß sich die Unterthanen an ihre Fürsten mit der Bitte wandten, dem gewaltthätigen Menschenraub zu steuern. Mehrere Fürsten fanden sich beleidigt über die Eingriffe, die sich der König in ihre Hoheitsrechte erlaubte, und machten Vorstellungen dagegen. Allein seine Leidenschaft für große Soldaten

war zu heftig, als daß er auf solche Vorstellungen hätte achten sollen. Keine Betrachtung der Billigkeit, keine Wiedervergeltung der Regierungen, kein Gefühl eigener Kränkung, die er oft genug erlitt, nichts vermochte seine Gesinnung zu ändern, vielmehr schien seine Soldatenlust mit den Jahren zu wachsen.

Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August der Zweite, wurde über die ungebührlichen Werbungen so in Zorn gesetzt, daß er den preußischen Hauptmann Natzmer dem Kriminalgerichte in Dresden übergeben ließ, welches ihn zum Tode verurtheilte. Nur die Abwesenheit des Königs, der nach Warschau gereist war, verzögerte die Vollziehung des Urtheils, und rettete dem Werboffizier das Leben. Friedrich Wilhelm aber, von diesem Vorfalle benachrichtigt, gerieth in den heftigsten Zorn, und schwur sich furchtbar zu rächen. Er ließ dem sächsischen Gesandten an seinem Hofe, Freiherrn von Suhm, sagen, das man an ihm das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und mit ihm eben so verfahren würde, als man mit Natzmer in Dresden umgehen werde. Suhm, der den Ausbrüchen der Erbitterung des Königs alles für möglich hielt, entfernte sich augenblicklich von Berlin, und zwar so geheim, daß man seine Reise kaum noch ahnete, als er bereits in Dresden war. August mißbilligte seine schnelle Entfernung von seinem Gesandtschaftsposten, die einer Flucht so ähnlich sah, noch mehr aber das Betragen des Berliner Hofes; er foderte insbesondere wegen der Drohung, an einem Gesandten, dessen Person unter allen gesitteten Völkern unverletzlich ist, Wiedervergeltung zu nehmen, eine hinlängliche Genugthuung. Friedrich Wilhelm, der bei ruhigem Nachdenken wohl einsah, wie viel eine solche Drohung zu bedeuten habe, versicherte hierauf, daß es ihm nie eingefallen wäre, den Herrn von Suhm, einen verdienstvollen und ehrenwerthen Mann, den er als Freund liebe und als Gesandten achte, gewaltthätig zu behandeln; es sey nicht von Wiedervergeltung, sondern nur von Verantwortlichkeit die Rede gewesen, und die Sache beruhe auf einem Mißverständnisse. Der sächsische Hof ließ sich

endlich beruhigen, Natzmer wurde frei, und Suhm kehrte auf seinen Gesandtschaftsposten zurück.

6.

Um dieselbe Zeit wurde ein preußischer Major zu Kassel, aus derselben Ursache, verhaftet; man hatte ihn bei wirklichen unerlaubten gewaltthätigen Werbgeschäften angetroffen. Seine Gefangenschaft war gelinde, denn er behielt seinen Degen und durfte in der Stadt herumgehen. Aus Rache überfielen die Preußen im Halberstädtischen zwei hessische Offiziere, die auf einer Reise begriffen waren, auf der offenen Heerstraße, nahmen ihnen die Degen ab, schleppten sie nach Magdeburg, und steckten sie an solche Orte, von denen die Gefangenen sagten, daß sie sich schämten, sie zu beschreiben. Der hessische Prinz Wilhelm, damaliger Landesverweser, wurde hierüber so erbittert, daß er an den Höfen zu Bonn, Hannover und Dresden alles in Bewegung setzte, um thätliche Maßregeln gegen Preußen zu ergreifen. Friedrich Wilhelm besänftigte ihn aber durch die baldige Loslassung der Offiziere. Ueberhaupt wurde die Wirkung der allgemeinen Verbindung gegen den König nur deßwegen gehemmt und aufgehalten, weil er sich mit Eifer bei jeder Gelegenheit der protestantischen Kirche annahm. Seine Glaubensgenossen wollten daher aus Liebe, und die Katholiken aus Furcht nicht gerne gemeinschaftlich das Aeußerste wider ihn wagen, weil sonst die ersten seinen Schutz in Religionssachen verlieren, die andern seinen Zorn auf sich laden möchten. Um den immerwährenden Klagen der Stände zu begegnen, machte er im September 1732 ein scharfes Edict gegen die gesetzwidrigen Handlungen seiner Werber bekannt, aber die auswärtigen Höfe hatten den Argwohn, daß er dieß nur zum Schein thäte, und man konnte ihnen ihren Verdacht nicht übel nehmen, denn man hörte nicht ein einziges Mal, daß er einen Werber bestraft hatte, desto öfter hin=

gegen, daß er sie belohnte, wenn sie Rekruten schafften, mochten sie dabei verfahren, wie sie wollten.

7.

Vielleicht hatte keine Regierung mehr Ursache zu Beschwerden über die preußischen Werber, als die holländische. In den vereinigten Niederlanden ging ihre Unverschämtheit und Frechheit so weit, daß sie durch ihre Ueberredungskünste gegen dreitausend Mann von der Besatzung zu Mastricht verleiteten, ihre Fahnen zu verlassen, und in preußische Dienste zu treten. Da alle Beschwerden unbeachtet blieben, so wurde beschlossen, an einem dieser Menschenfischer Rache zu nehmen. Ein großer Grenadier, den der preußische Lieutenant Wollschläger zum Ueberlaufen bereden wollte, und der zum preußischen Dienste keine Lust hatte, führte diese Gelegenheit herbei. Er entdeckte seinem Hauptmanne das ihm geschehene Anerbieten, und dieser wußte den Lieutenant nebst einem Unteroffizier auf ein Dorf zu locken, das theils Holland, theils Jülich gehörte. Hier wurden die Verführer von acht feindlichen Unteroffizieren überfallen, nach Mastricht geführt, in Ketten gelegt und zum Tode verurtheilt. Wollschläger wurde auch wirklich erschossen, und der Unteroffizier erst, nachdem er der Hinrichtung beigewohnt hatte, begnadigt und entlassen.

Friedrich Wilhelm wurde über diese Selbstrache so wüthend, daß er kaum wußte, was er that. Er gab sogleich Befehl, jeden holländischen Soldaten, dessen man habhaft werden könnte, gefänglich einzuziehen. Vier holländische Offiziere und zwanzig Gemeine hatten dieses Loos, und sahen zitternd ihrem Schicksal entgegen. Die Generalstaaten, welche auf Englands und Frankreichs Unterstützung sicher rechnen, und des Kaisers Beistand hoffen konnten, vertheidigten mit der Kraft, welche das Gefühl des Rechts gibt, ihre Maaßregeln gegen einen Unfug, um dessen Aufhebung sie schon oft, und auf eine Art gebeten hatten, die eigentlich unter ihrer Würde

war. Sie forderten, und zwar in einem sehr ernsten Tone, die Loslassung der Gefangenen. Der Kaiser, der eben so wenig Preußens als Hollands Freundschaft aufopfern wollte, machte jetzt ernstlich den Vermittler. Friedrich Wilhelm entließ die gefangenen Holländer in aller Stille, und die Generalstaaten erklärten schriftlich, daß sie an dem Vorfalle zu Mastricht keinen Theil hätten, und diejenigen bestrafen wollten, welche dabei eine Schuld auf sich geladen hätten. Aber des Königs Unwille kehrte bald wieder zurück, und kochte so lange in seiner Brust, bis er sich gerächt hatte. Er ließ im folgenden Jahre zwei ganz unschuldige holländische Unteroffiziere, die ohne Argwohn und böse Absichten in sein Gebiet kamen, aufhängen. Die Holländer, welche die Repressalien nicht verewigen wollten, ließen es bei Klagen bewenden; besonders da der inzwischen ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, wegen der polnischen Königswahl, die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zog. Eben diesen Reichskrieg benutzte der König, um mehreren Ständen des fränkischen Kreises sein Mißvergnügen auf eine schmerzhafte Art empfinden zu lassen, weil sie sich die Ausschweifungen seiner Werber nicht hatten gefallen lassen wollen.

8.

So lange Friedrich Wilhelm lebte, nahmen die gewaltsamen Werbungen im Auslande kein Ende. Im Jahr 1739 bemächtigten sich die Preußen auf polnischem Gebiet eines holländischen Schiffes, führten die schönsten Leute, auch sogar den Kapitän mit weg, und alle wurden zu Königsberg zum Dienste gezwungen. Auf dem Wege begegneten eben diesen Werbern, die ihre holländischen Leute fortschleppten, zwei polnische Priester von hohem Wuchse; auch diese wurden nach mancherlei unwürdigen Behandlungen mitgenommen, und sie mußten ihr geistliches Gewand mit dem Grenadierrocke vertauschen. Dieses gewaltthätige Verfahren empörte die Gemüther der Polen so sehr, daß sie mit einem Einfalle in Preußen, und

mit einer allgemeinen Verheerung durch Feuer und Schwert drohten. Da dieß aber leichter gesagt als gethan war, und da die Werber nicht warteten, bis man sie bestrafte, so blieb den Polen nichts weiter übrig, als ähnliche Gewaltthätigkeiten für die Zukunft zu verhüten. Sie beschlossen daher, keine preußischen Deserteure mehr, wie sie bisher gethan hatten, auszuliefern, und alle Werber, die sich in ihrem Reiche zeigen würden, aufzuheben und aufzuknüpfen. Der holländische Gesandte Gickel seiner Seits verlangte die Zurückgabe der entführten Schiffsmannschaft und die Bestrafung der Missethäter. Allein man setzte ihm die gewöhnliche Ausrede entgegen, daß sich die reklamirten Leute gutwillig hätten anwerben lassen, und daß sie mit ihrer Lage zufrieden wären, und die Rückkehr in ihr Vaterland nicht wünschten. Man stritt sich einige Zeit hin und her, bis ein neuer Zwist hinzukam. Ein preußischer Unterthan aus Geldern, dessen zwei Söhne Soldaten werden sollten, flüchtete mit ihnen nach Holland, und fand hier Schutz. Nun kam die Reihe des Zurückforderns an den König. Auf die Verweigerung der Generalstaaten nahm man einen großgewachsenen Landmann bei Niemwegen weg und führte ihn ins Preußische. Der holländische Gesandte beschwerte sich hierüber in einer Audienz bei dem Könige aufs Bitterste, und bediente sich unter andern des Ausdrucks, er möchte seine Truppen besser in Ordnung halten. Dieß entrüstete den König so sehr, daß er den Stock aufhob, doch sich augenblicklich wieder besann, sonst hätten traurige Folgen entstehen können. Gickel ging in voller Bewegung weg, und wollte in derselben Stunde Berlin verlassen. Doch der König rief ihn zurück und behielt ihn zum Mittagessen; nach einigen Tagen aber reiste letzterer ab. Die Holländer verhafteten darauf zwei Offiziere aus Cleve, die ihr Gebiet betreten hatten, welches so viel bewirkte, daß sie den geldrischen Bauer, aber nicht die Seeleute frei erhielten.

9.

Da der deutsche Kaiserhof dem Könige viele Verbindlichkeiten hatte, so gestattete er, unter gewissen Einschränkungen, die preußischen Werbungen. Es gab in den weitläuftigen österreichischen Staaten über dreihundert preußische Werber, welche Leute von ungewöhnlicher Größe für ein gutes Handgeld freiwillig ausheben durften. Da diese aber die ihnen gegebene Erlaubniß gröblich mißbrauchten, so befahl Kaiser Karl der Sechste im Dezember 1735 allen preußischen Werbern, seine Länder sogleich zu räumen. Eine verlorne Schlacht hätte den König nicht in größere Bestürzung versetzen können, als ein solcher Befehl, wodurch ihm eine so ergiebige Quelle für die Erhaltung und Verschönerung seines Leibregiments und seines Heeres überhaupt versiegen sollte. Er setzte daher alles in Bewegung, um einen Widerruf bei dem Kaiser zu bewirken. Auf sein dringendes Bitten und die wiederholten Vorstellungen seines Gesandten wurde ihm endlich bewilligt, daß zwanzig Mann in Böhmen und Mähren, und eine kleine Anzahl in Ungarn und an den Meergränzen für das königliche Leibregiment, doch nur freiwillig geworben werden dürfte. Friedrich Wilhelm konnte es aber nicht über sich gewinnen, in den ihm gesteckten Grenzen zu bleiben, und seine Werber fuhren fort, durch List und Gewalt große Leute wegzukapern.

10.

Ein preußischer Lieutenant, Namens Laurenz, entführte gewaltsam einen, auf den Gütern des schlesischen Grafen Hochberg ansäßigen Unterthan, dessen Familie dadurch ins tiefste Elend gerieth. Da weder Bitten noch Vorstellungen die Befreiung des unglücklichen Mannes bewirken konnte, so lauerte man dem Lieutenant Laurenz auf, erwischte ihn, und führte ihn nach Jauer, wo er anderthalb Jahre im Gefängniß zubringen mußte. Friedrich Wilhelm, um ihn los zu bekommen, ge-

brauchte eine ganz eigene Art von Repressalien. Schlesien litt wegen Mißwachs einen großen Getreidemangel, und hatte daher viele Lasten Korn in Mecklenburg, Danzig und Kurland aufgekauft, welche auf der Elbe und Oder durch die preußischen Länder geschifft werden sollten. Der König ließ alle Fahrzeuge der Schlesier anhalten, und das Getreide in Verwahrung nehmen. Der Kaiser hatte aber Mittel genug in Händen, den Kornschiffen eine freie Fahrt zu verschaffen. Es reiste eben ein preußischer Major mit einem Dutzend Riesen, die er in Neapel geworben hatte, durch's Oesterreichische; er wurde mit seinem Zuge angehalten, und die ganze Werbung in Böhmen wurde verboten. Dieß wirkte. Friedrich Wilhelm sandte den Schlesiern das Korn, und der Kaiser ließ die Rekruten ziehen.

11.

Einst traf der König bei einem Spazierritt um Potsdam ein junges, sehr großes Bauermädchen. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und vernahm, daß sie erst neunzehn Jahre alt und noch unverehlicht sey. Sogleich schrieb er mit Bleistift an den Gardeobersten, er solle die Ueberbringerin dieses Billets an den größten Gardegrenadier auf der Stelle vermählen lassen. Der König gab dieß Billet dem Mädchen, und trug ihr auf, es gegen eine Belohnung dem Gardeobersten zu überbringen. Das Mädchen mochte Argwohn schöpfen. Sie gab also das Billet einer alten siebenzigjährigen Nachbarin zum Ueberbringen. Kaum hatte diese das Billet dem Gardeobersten zugestellt, als der größte Gardist gerufen und auf der Stelle mit der siebenzigjährigen Frau zusammen gegeben wurde. Man kann sich vorstellen, wie ungehalten der König war, als er den Zusammenhang dieser Geschichte erfuhr. Den Gardisten beschenkte der König wohl, allein dieser hatte eine siebenzigjährige Frau am Hals!

12.

Da Friedrich der Erste auf Pracht und Luxus, auf Etikette und Hofceremoniel einen sehr großen Werth setzte, so suchte man auch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf mancherlei Art Geschmack daran beizubringen; allein nur mit großem sichtbaren Widerwillen trug er ein, damals zu Hoffesten gehörendes, brokatenes Kleid und warf einen goldstoffenen Schlafrock, den man ihm gesendet, voller Unwillen in's Freuer. Noch mehr Widerwillen äußerte er gegen die damals gebräuchliche, und zu einem vollständigen Anzuge unumgänglich nöthige Allongeperücke. Wenn er von der Cour kam, so warf er oft die Perücke zur Erde, und trat sie mit Füßen. Man verschrieb diese Kopf- und Rückenbedeckungen, die den Tragenden in ein Nest von fremden Haaren einwickelten, mit großen Kosten aus Paris, und ohne sie durfte des Anstandes halber bei keiner feierlichen Gelegenheit ein Mann erscheinen. Der Kronprinz liebte mehr ein kleines rundes Perückchen, die man Muffer nannte. Er würde am liebsten im eigenen Haare sich dargestellt haben, wenn dieß damals nicht ganz außer Gewohnheit gewesen wäre, denn alles bis zum kleinsten Handwerker, trug Perücken.

Am Hofe lebte damals der Obermundschenk von Grumbkow, der vom Könige, aber auch vom Kronprinzen, wegen seiner großen Redlichkeit, hochgeschätzt wurde. Der Kronprinz schätzte seine vortrefflichen Eigenschaften als Mensch und Staatsmann, aber seine Prachtliebe, vorzüglich seine Allongeperücke, war ihm sehr anstößig.

Er wünschte ihn davon zu heilen, und entdeckte sein Vorhaben dem ihm gleichgesinnten Fürsten Leopold von Dessau. Eines Abends fuhr er mit ihm zu Grumbkow. Beide waren schlecht gekleidet und trugen Mufferperücken. Die Ankunft so vornehmer Gäste setzte natürlich das ganze Haus in Bewegung, und beide mußten eine geraume Zeit im Prachtzimmer warten, ehe Grumbkow seine goldgestickten und mit Gold durchwirkten Klei-

der, und vor allen die ehrfurchtgebietende Allongeperücke angelegt hatte.

Als er endlich erschien, sagte ihm der Kronprinz: er habe gehört, daß er einen trefflichen Rheinwein im Keller habe, ihm und Leopold sey die Neigung angewandelt, guten Rheinwein zu trinken, und in seiner Gesellschaft einige Flaschen zu leeren. Auf einen Wink erschienen Gläser und Bouteillen. Man setzte sich zum Kamin und es wurde, wie das damals so Sitte war, wacker gezecht, denn Trinken gehörte zu den wesentlichsten Unterhaltungen. Nachdem die drei Herren munter geworden und der Scherz zugenommen hatte, stand der Kronprinz auf, riß seinen Muffer vom Kopf, warf ihn in's Feuer, und rief: „ein Hundsfott, der es nicht nachmacht!" Der Fürst von Dessau that dasselbe auf der Stelle, und Grumbkow, so sehr ihm seine treffliche Allongeperücke am Herzen lag, mußte sie nun nothgedrungen ebenfalls dem Feuer opfern. Man trank wieder einige Flaschen, da zog der Kronprinz seinen einfachen Rock aus, und schleuderte ihn in die Flammen des Kamins. Der Fürst von Dessau folgte, und Grumbkow, obwohl er seinen Schmerz kaum verbeißen konnte, mußte ebenfalls folgen. Bald kam auch die Reihe an die prachtvolle Goldstoffweste desselben, denn Friedrich Wilhelm warf sie auch ins Feuer. Die Gesellschaft saß nun in den Kamisölern, war munter und fröhlich, trank bis Mitternacht und ging dann auseinander. Der Kronprinz und Fürst Leopold fuhren noch obendrein in Grumbkows Wagen nach Hause. — Von diesem Tage an kleidete sich Grumbkow sehr einfach, und vermied sorgfältig alle Prachtliebe.

13.

Einst hatte der König fast allen Bedienten seines Hofstaats, hauptsächlich den untersten, einen Theil ihrer Besoldung geschmälert und befohlen, daß bei vielen die ihnen zeither bewilligten Accidenzien, an freiem Holz, Licht u. dgl. wegfallen sollten. Eine solche Maaßregel

verursachte natürlich eine große Bestürzung und Betrübniß unter diesen Hofbedienten.

Einige Tage nach der Bekanntmachung dieser Anordnung trat der geheime Rath von Gundling, der Lustigmacher des Königs, in das Zimmer des Letztern, als dieser noch im Bette lag. Gundlings Eintritt geschah mit vielem Ungestüm, und er schob dabei, wie im Aerger, die Stühle bei Seite, gleichsam als stünden sie ihm im Wege. Der König, aufgeweckt über dieses Geräusch, öffnete die Vorhänge seines Bettes, und als er Gundling entrüstet gewahr wurde, fragte er ihn: „Was zum Henker macht Ihr denn für einen Lärm?"

Gundling. Ach, man hat doch auch nichts als Verdruß und Aerger.

König. Was ist Euch denn widerfahren? — Ihr seht ja so böse aus, als wenn Ihr alles in Stücke reißen wolltet.

Gundling. Wie kann man fröhlich aussehen, wenn man nichts als betrübte Gesichter um sich sieht, und Klagen und Seufzer hört?

König. Wer klagt denn?

Gundling. Alle Ihre Leute, Ew. Majestät. Sie haben fast allen zu viel in ihrer Einnahme gestrichen.

König. Das ist schon recht. Das Volk bekommt mehr, als es verdient, und es belügt mich überdieß und thut seine Schuldigkeit nur halb oder gar nicht.

Gundling. Darin pflicht ich Ew. Majestät bei. Ich hab' auch heute einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Ich befahl ihr, sie sollte die Treppe scheuern. Was thut sie? Sie scheuert die unterste Stufe zuerst, und dann die zweite, dritte, vierte bis oben hinauf, und so wie sie immer höher steigt, macht sie mit ihren Füßen alles wieder schmutzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen, Ew. Majestät, von oben.

Der König, den versteckten Sinn merkend, sagte lächelnd: „Ja, darin hat Er recht. Ich werde mit dem Hofmarschall sprechen."

14.

In den ersten Jahren seiner Regierung schrieb der König seine Kabinetsbefehle oft eigenhändig. Bei dem damaligen Baue der St. Peterskirche in Berlin hatte er, zur Beschleunigung der Arbeit, befohlen, die daran arbeitenden Handwerksgesellen sollten keinen sogenannten blauen Montag machen, sondern auch an diesem Tage arbeiten. Dieß veranlaßte einen Aufstand von Seiten der Gesellen, der nur dadurch gedämpft wurde, daß der Kommandant von Berlin, General von Glasenapp, sie durch Militair aus einander treiben und mehrere der Unruhestifter in Verhaft nehmen ließ. Er meldete sogleich diesen Vorfall dem König nach Potsdam, und erhielt darauf von demselben eine eigenhändig geschriebene Antwort. Der General entfaltete solche, sie war aber so unleserlich geschrieben, daß er, trotz aller Anstrengung, nur die Worte darin entziffern konnte: „Rädel — aufhängen — eh' ich komme."

Der Kommandant suchte bei jedem, der um ihn war, Aufschluß über diese lakonischen Worte; aber vergebens. Endlich besann er sich, daß unter den Offizieren der berlinischen Garnison einer den Namen Rädel führte. Er war zwar notorisch ein braver und unbescholtener Mann, aber da der König den Tag darauf Vormittags in Berlin eintreffen sollte, so war keine Zeit zu verlieren, seinem Befehl Folge zu leisten. Der General von Glasenapp ließ den Offizier verhaften, und befahl, ihn zum Tode vorzubereiten, indem er den folgenden Morgen um neun Uhr aufgeknüpft werden sollte. Alle Vorkehrungen zu dieser Hinrichtung waren gemacht, der Kommandant wartete nur, daß die anberaumte neunte Stunde schlagen sollte. Da kam glücklicher Weise der einzige Kabinets-Secretair des Königs, von Marschall, in Berlin an, und der General ward ihn gewahr. Er fragte ihn ganz unbefangen: „Wann wird denn der König kommen?"

Marschall. Um zehn Uhr.

Glasenapp. So kann ich dem armen Teufel,

dem Rädel, noch eine halbe Stunde gönnen, um sich besser zum Tode vorzubereiten.

Marsch. Was wollen Sie damit sagen?

Glas. Ich muß den Lieutenant Rädel hängen lassen, ehe der König kommt.

Marsch. Weßhalb denn?

Glas. Das weiß ich nicht. Er mag wohl unschuldig seyn, aber der König will's haben.

Marsch. Davon weiß ich doch kein Wort.

Glas. Ja ich habe eine Kabinetsordre darüber.

Marsch. Lassen Sie mich die doch sehen.

Der General zeigte nun dem Kabinets-Secretair das Kabinetsschreiben, und nachdem dieser es durchlesen hatte, rief er aus: „Hier steht ja kein Wort darin, daß ein Offizier mit Namen Rädel aufgehängt werden soll."

Glas. Was steht denn darin?

Marsch. Es ist die Resolution auf Ihren Bericht über den Aufstand der Handwerksbursche, und der König befiehlt: Du mußt dem Rädelsführer kurzen Prozeß machen, und ihn aufhängen lassen, ehe ich Morgen ankomme.

Glas. Ja so, das ist was anders.

Da der General nunmehr die wahre Meinung des Königs wußte, so wurde der in Todesangst schwebende Offizier sogleich in Freiheit gesetzt. Inzwischen mußte der Befehl des Königs vollzogen werden, und es war keine Zeit zu verlieren. Der Diensteifrige entschloß sich kurz; mehrere Handwerksgesellen waren noch verhaftet, und der General von Glasenapp wählte darunter Einen, ohne weitere Untersuchung seiner Strafbarkeit, weil er rothe Haare hatte. Dieser wurde zum Galgen geführt und aufgeknüpft.

15.

Der König nannte den General Peter von Blankensee immer nur nach seinem Vornamen. Einst sagte er zu einem Pagen: „Peter soll kommen." Dieser ging zu dem General und brachte die Antwort zurück: er sey

es nicht im Stande, weil er die Gicht in den Füßen habe. „Augenblicklich geht wieder zu ihm," rief der König, „und sagt ihm, wenn er nicht gleich kommen würde, so müßte er auf dem Esel reiten." Der Page bestellte wörtlich, was ihm aufgetragen war. Auf diese drohende Aeußerung kleidete sich der General augenblicklich an, und kam mit sehr finsterer Miene in das Zimmer des Königs gehinkt. „Warum siehst du so sauer aus?" war die erste Anrede des Königs. — „Ich weiß nicht, Ew. Majestät," versetzte der General, „wie ich dazu komme, daß Sie mir mit dem Esel drohen lassen, wenn ich nicht sogleich vor Ihnen erschiene. Ist das eine Behandlung für einen alten treuen Diener und General, der krank im Bette liegt?" — „Daran hab' ich gar nicht gedacht," versetzte der König. „Sey nur nicht böse; es ist ein bloßes Mißverständniß. Ich wollte blos meinen Büchsenmacher Wannery sprechen." Dieser hieß ebenfalls Peter mit Vornamen, und wurde auch gewöhnlich bei solchem genannt.

16.

Der König besuchte nicht blos in seinen Residenzen, sondern auch auf Reisen die Häuser der Bürger, erkundigte sich nach ihren Gewerben und dem Fortgange derselben, untersuchte ihre Wirthschaften, examinirte die Hauswirthinnen über Wirthschaftsangelegenheiten, tadelte, schalt und bestrafte träge, unordentliche und liederliche Hausväter und Hausmütter, ermunterte, unterstützte und beschenkte fleißige und ordentliche Bürger, deren Nahrungszustand durch Unglücksfälle gesunken war. Wehe dem, den er als Müßiggänger kannte, oder für einen Müßiggänger hielt. So mußte ein Tanzmeister das Vergnügen eines Spatzierrittes, das ihm der König als Müßiggang auslegte, theuer bezahlen. Der König ließ ihn vom Pferde steigen, und befahl ihm, einige Wochen lang den Schutt vom eingestürzten Thurme der Peterskirche fortkarren zu helfen.

17.

Der König war ein sehr strenger Hausvater, der Gemahlin und Kinder oft mit Härte behandelte. Am meisten erfuhr dieß sein Sohn und Nachfolger auf dem Throne, Friedrich der Zweite. Die geistreiche Schwester desselben, Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, hat Denkwürdigkeiten in französischer Sprache hinterlassen, welche Hofbegebenheiten aus den Jahren 1706 bis 1742 enthalten. Sie erzählt unter andern folgendes:

„Im Anfange des Jahrs 1726 kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns wieder nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier einer sehr lächerlichen Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns die Uebung von dem Regimente des Königs auf; sie fand vor unsern Fenstern, die zu ebener Erde waren, statt. Das ging unaufhörlich: Piff, Puff, nnd den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen sollten, so daß die Meisten vom Geruche satt werden mußten. Den ganzen Tisch hindurch sprach man von nichts, als von der Sparsamkeit und den Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königin und uns unangenehme Reden. So lange der König schlief, arbeitete ich; sobald er aufwachte, ging er fort. Die Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr, bis zu des Königs Rückkehr, vorlesen mußte. Er blieb nur

einige Augenblicke, und ging dann in das Tabakskollegium. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich, und machte hierin Fortschritte."

„Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens wieder hungrig aufstand. Bis vier Uhr Morgens kam der König selten aus dem Tabakskollegium zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, in der Karte, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinigen in gar keinem passenden Verhältniß stand, so blieb mir kein anderer Zeitvertreib übrig, als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich mit etwas anderm, a's weiblichen Arbeiten und Haushalt beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich je mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, großen Kummer verursacht.

„Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahr 1725 in Berlin; der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drückte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte, er wollte ihn in einen Kerker sperren, und ihn enterben, den Grafen Finkenstein, seinen Hofmeister fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruck auf uns gemacht; aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächlichste Gegenstand seines Zorns war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen verweigerte, und das war nicht des armen Prinzen Schuld; die Königin hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis zum Abend, wo er endlich

in seine Rauchgesellschaft ging, und dabei sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte."

„Sobald wir in der Königin Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben, und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in welchem er den König um Verzeihung bäte. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt, und fast fertig, als ich den König kommen hörte; denn er hatte einen so schweren Schritt, daß es immer klang, als sey er gestiefelt. Mein Schrecken war unbeschreiblich. Doch verlor ich den Kopf nicht, sondern steckte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das mir zu Seite stand, und meine Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Tintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das Alles war die Sache eines Augenblicks. Der König sagte der Königin einige Worte, und nahte sich dem chinesischen Kästchen. Das Ding ist sehr schön, sagte er zur Königin, ich schenke es Ihnen; zugleich zog er am Schloß, und ich sah den Augenblick, wo mein Brief herunter fallen und entdeckt werden würde. Halb todt vor Schrecken zog ihn die Königin auf die andere Seite, und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen. Sehen Sie, sagte sie, meine Tochter behauptet, ihr Hund sey hübscher als der meinige, seyn Sie doch Schiedsrichter. Er lachte und fragte: ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? Wohl, antwortete ich, denn er hat viel Geist und Verdienste. Meine Antwort machte dem König so viel Freude, daß er mich mehreremale in die Arme schloß, und ich — o unseliges Schicksal! mußte das Tintenfaß fahren lassen, das sich sogleich über meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glücklicher Weise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortging. Die Tinte war mir bis aufs Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich zu lachen."

„Indeß versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abging. Er war der liebenswürdigste Prinz, den man nur sehen konnte,

schön, hübsch gewachsen, voll Geistesüberlegenheit, und mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen."

18.

Der König war von Natur zum Mißtrauen geneigt, fühlte auch leicht Anwandlungen von Eifersucht, und überließ sich dann der ungestümen Leidenschaftlichkeit seines Charakters ohne Rückhalt. Bei keiner Gelegenheit war dieß auffallender, als bei der unerwarteten Niederkunft seiner Gemahlin mit der Prinzessin Amalie.

Der König von England, Georg der Erste, Vater der Gemahlin Friedrich Wilhelms, war zu einem Besuche in Charlottenburg gewesen. Hier hatte man einen Gegenbesuch zu Göhre, einem Jagdhause im Herzogthum Celle, verabredet. Der König wollte am 9. November 1723 abreisen, und die Königin am 10. Der König hatte bereits am Abend vor seiner Abreise von seiner Gemahlin Abschied genommen und sich, da er früh aufstehen wollte, auch früh zur Ruhe gelegt. Kaum war er indessen eingeschlafen, als man ihn weckte, um ihm anzuzeigen, daß die Königin von einer heftigen Kolik befallen sey, so daß man ihr Leben in Gefahr glaube. Der König eilte sogleich in das Zimmer seiner Gemahlin, und fand sie, an den heftigsten Schmerzen leidend, unter den Händen ihrer Frauenzimmer, die beschäftigt waren, durch das Umschlagen erwärmter Tücher ihr Linderung zu verschaffen. Der König bezeugte sich sehr theilnehmend, er war selbst geschäftig, die Umschläge erwärmen zu helfen, und schalt auf die Aerzte, daß sie keine kräftigen Hülfsmittel gegen solche Uebel hätten.

So vergingen mehrere Stunden, bis die Königin zum Erstaunen Aller, hauptsächlich des Königs und ihrer selbst — durch die Geburt einer Prinzessin von den Schmerzen befreit wurde, die man für Kolikschmerzen gehalten hatte. Die Königin hatte gar nicht gewußt, daß sie schwanger sey, und war daher durch dieses Ereigniß eben so überrascht, wie alle Uebrigen. Sie hatte wohl

seit einigen Monaten einige Erweiterung ihrer Korpulenz wahrgenommen; da sie aber übrigens keine der gewöhnlichen Anzeigen der Schwangerschaft bei sich bemerkt hatte, so war auch jene Erscheinung von ihr andern Ursachen zugeschrieben worden. Unordnung und Verwirrung waren daher bei dieser unerwarteten Niederkunft allgemein, und verursachte manche Scenen, die den König sehr belustigten. Er reiste am andern Tage sehr vergnügt nach Göhre ab — kam aber in einer völlig veränderten Stimmung wieder zurück.

Die unerwartete Nachricht von der Niederkunft der Königin, die Friedrich Wilhelm selbst an den Hof seines Schwiegervaters brachte, erregte hier viel Aufsehen und Gerede. Man verwunderte sich, man wollte es nicht glauben. Die Damen machten allerlei Mienen und Bemerkungen, die dem Könige nicht entgingen. Plötzlich erwachten Argwohn und Eifersucht in ihm, und veranlaßten die Verstimmung, die durch das Nachdenken unterwegs auf der Rückreise sehr vermehrt wurde. Wenn er sonst von einer Reise kam, pflegte er die Königin jedes Mal gleich zu besuchen. Dieses Mal besuchte er sie nicht, ließ sich nicht nach ihrem Befinden erkundigen, fragte nicht einmal nach ihr. Seine Kinder ließ er zu sich kommen, aber redete kein Wort mit ihnen von ihrer Mutter. Zur Zeit der Abendtafel ging er durch das Zimmer der Königin; sie hatte das Bett noch nicht verlassen, die Vorhänge waren zugezogen. Der König ging vorüber, ohne nur einen Blick nach dem Bette zu werfen. Als er zurück kam, redete die Königin ihn an, und machte ihm, mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth, zärtliche Vorwürfe über sein seltsames Betragen. Nunmehr trat er an das Bett, aber nur um mit ihr zu zanken. Er stieß die heftigsten Drohungen aus, sprach von Verstoßen und Einsperren, und da sie sich mit Würde und Nachdruck vertheidigte, gerieth er so in Wuth, daß er die Hand aufhob, sie zu schlagen. Die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kamecke, fing den Schlag auf, und der König, hierüber betroffen und durch die kräftigen Vorwürfe dieser Frau völlig aus der Fassung gebracht, entfernte sich, mit der Drohung, daß man bald mehr von ihm hören solle.

Am andern Morgen ließ der König die Frau von Kamecke zu sich rufen. Sie fand in seinem Zimmer den Leibarzt Stahl und den Regimentschirurgus Holzendorf. Der König nahm allen Dreien einen feierlichen Eid ab, daß sie die Wahrheit sagen wollten. Sodann fragte er die Aerzte, ob eine Frau bis zur Stunde der Geburt schwanger seyn könne, ohne es zu wissen?

Beide Aerzte erklärten: es sey dieß nicht ohne Beispiel. Selbst die Königin habe es so eben durch ihr Beispiel bestätigt; da es unzweifelhaft sey, daß weder sie selbst, noch ihre täglichen Gesellschafterinnen und Aufwartungs-Frauenzimmer das Geringste von ihrem Zustande geahnt hätten. Der König schien durch diese Antwort zwar etwas, aber doch bei weitem nicht völlig beruhigt. Er wandte sich nun an die Frau von Kamecke, und fragte sie, ob sie dasselbe glaube? Diese, noch von gestern her gegen ihn aufgebracht, und durch diesen Auftritt aufs neue erbittert, antwortete: allerdings sey sie aufs Vollkommenste davon überzeugt, und alle ehrlichen Leute, welche die Königin kennen, würden und müßten dasselbe glauben.

Der König sagte nun, etwas erhitzt, sie möge wohl mit der Königin unter einer Decke gespielt haben. Durch diesen, die Weiblichkeit so empfindlich reizenden und noch dazu ungerechten Vorwurf wurde die Oberhofmeisterin so aufgebracht, daß sie alle Verhältnisse und alle Furcht vor dem Zorn des Königs vergaß und ihm geradezu sagte: es sey sein Glück, daß er König sey, sonst würde sie ihn auf der Stelle erwürgen. Der König vergaß über diese Aeußerung der empörten Weiblichkeit einen Augenblick seinen Zorn, lachte sie aus, und behandelte sie als eine verrückte Person. Die Frau von Kamecke ließ sich dadurch nicht irre machen. Er möge sie behandeln, wie er wolle, sagte sie, und von ihr denken was er wolle; aber er solle auch gestehen, daß er der Königin Unrecht thue, und daß er eine solche Gemahlin gar nicht verdiene. Diese dreiste Aeußerung verfehlte ihre Wirkung nicht. Er schien einzusehen, daß er sich übereilt habe, und erklärte auch, daß er seiner Gemahlin Genugthuung geben werde.

In der That ging er auf der Stelle zu ihr und bat sie, das Vorgefallene zu vergessen, da sein Argwohn, wie er versicherte, aus seiner Liebe zu ihr entsprungen sey. Die Königin, schon an seine leidenschaftlichen Aeußerungen gewöhnt, nahm diese Entschuldigung gern an und die Aussöhnung war schnell und leicht vollzogen. Allein so leicht eine solche Wiedervereinigung bewirkt wurde, eben so schnell pflegte sie auch wieder gestört zu werden. Die Charaktere der Eheleute waren zu sehr verschieden, und die despotische Verfahrungsart des Königs und seine ungestüme Hitze gaben ohne Unterlaß neue Veranlassungen zum Streite.

19.

Einst traf der König im Garten von Charlottenburg des Sonnabends zwei bürgerliche Mädchen an. Nach seiner Meinung waren sie, für ihren Stand, zu niedlich gekleidet. Dieß, und weil es Sonnabend war, bringt ihn auf die Vermuthung, daß es nichts weiter als zwei feile Geschöpfe sind. Im rauhen Tone fragt er sie: was sie hier machen? Eine von ihnen erwiederte, sie hätten von ihren Eltern die Erlaubniß erhalten, den charmanten Garten zu besehen, und der Garten wäre so charmant, daß sie gar nicht wieder fort könnten. Das Wörtchen charmant vermehrte den Unwillen und die Hitze des Königs; er ließ die armen Geschöpfe im Augenblick durch die nahe Wache in Empfang nehmen und nach Spandau schicken. Auf den Abend erzählte er den Vorfall im Tabakskollegium. Der Kammerherr von Pöllnitz nahm sich die Freiheit zu bemerken, die Mädchen könnten doch wohl unschuldig seyn. Der König widerstritt lebhaft, und ging dann auf einige Minuten hinaus. Am folgenden Morgen mußte Pöllnitz die zwei Mädchen in das Zimmer des Königs rufen, die schüchtern und in eine Ecke gedrückt in der Antichamber standen. Zitternd traten sie herein; es waren die beiden Bürgerstöchter, die Pöllnitz frei gemacht hatte. „Hört," redete sie der König an, „ich hab' euch gestern Unrecht gethan, denn

ich sah euch für etwas an, was ihr nicht seyd. Ihr seyd brave Mädchen, daß weiß ich nun; aber wißt, man geht des Sonntags spatziren, und an den übrigen Tagen arbeitet man. Alsdann müßt ihr auch nicht charmant sagen, denn das versteht ihr nicht, und wißt nicht, daß es garstig ist. Da sind für jede von euch fünfhundert Reichsthaler; wenn eure Hochzeit ist, bekommt jede von euch noch einmal so viel."

Man kann sich vorstellen, wie groß die Freude der armen Mädchen war, die so unvermuthet nach Spandau geführt, in der Nacht wieder frei gemacht, und jetzt so beschenkt worden waren. Der König hatte noch denselben Abend durch einen Gardeoffizier die nöthigen Erkundigungen einziehen lassen. Es waren Nichte und Tochter eines braven Unteroffiziers. Die Nichte sollte zu ihrem Vater zurückkehren, und deßwegen war ihr erlaubt worden, vorher noch den Garten zu besehen.

20.

Der König fand ein Vergnügen daran, seine Umgebungen in Verlegenheit zu setzen, und die Art, wie sie sich daraus zogen, diente ihm zum Beweis ihrer Geistesgegenwart. Einst, als einer seiner Minister ihm bei der Tafel zur linken Hand saß, brachte er eine Gesundheit aus, und gab nach solcher seinem Nachbar zur Rechten eine Ohrfeige mit den Worten: „gib's weiter!" Dieser gehorchte der Aufforderung, und so erhielt Jeder an der Tafel von seinem Nachbar eine Ohrfeige mit dem Losungsworte: „gib's weiter." Endlich traf die Reihe auch den Minister, der zunächst am Könige saß. In diesem kritischen Augenblicke ließ der Minister das Messer fallen, welches er in der Hand hielt. Ein Lakai sprang sogleich hinzu, um es aufzuheben. Als er es dem Minister darreichte, empfing er von diesem die Ohrfeige, mit den Worten: „gib's weiter."

21.

Zu den Abendgesellschaften des Königs, die unter dem Namen des Tabakskollegiums bekannt sind, hatte auch der Major von Jurgas Zutritt. Bei sehr beschränkten Kenntnissen hatte er doch die Manier, den wissenschaftlich Gebildeten zu spielen. Da der König gegen alles, was den Anstrich der Gelehrsamkeit trug, weil er sie nur in dem steifen und unbeholfenen Gewande der Schulfüchserei hatte kennen lernen, einen großen Widerwillen hegte, so brachte ihn diese Affektation doppelt auf. Er sagte daher einst zu dem Major: „Du bist auch ein Blansch —“

Der Major, schon ziemlich benebelt, erwiederte darauf: „Das sagt ein Hundsfott!“ und verließ sogleich das Zimmer.

Alle Anwesenden waren höchst bestürzt; am ruhigsten blieb der König, und nach einigem Nachsinnen erklärte er: „Ich hab' ihn gereizt, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er darüber in Zorn gerathen ist. Aber ich bin so gut Offizier, wie er, und als ein braver Offizier darf ich nichts auf mir sitzen lassen. Ich bin jeden Augenblick bereit, die Sache mit dem Degen oder mit Pistolen auszumachen.“ Alle Anwesenden bestritten diesen Vorsatz. Allerdings, äußerten mehrere, sind Ew. Majestät so gut ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wie der Ritter Bayard, aber es ist kein Verhältniß zwischen einem Monarchen und Staatsoberhaupte, und einem andern Offizier, wenn es darauf ankommt, Privatzwistigkeiten zu schlichten. „Wie soll ich denn aber Genugthuung für meine beleidigte Ehre erhalten?“ fragte der König verdrießlich. Ein anderer Offizier kann ja, meinten Einige, den Major von Jurgas herausfordern, daß er seinen Chef beleidigt hat. Man schlug einen Zweikampf mit dem Degen auf den Hieb, und dazu den Nächsten nach dem Könige bei dem Gardebataillon vor. Dieß war der Obristlieutenant von Einsiedel, welcher auch den Major von Jurgas forderte. Beide schlugen sich, und Einsiedel erhielt eine leichte Wunde am Arme.

Gleich nach dem Zweikampfe ging der Verwundete

zum König, und stattete ihm Bericht ab. Es lag zufällig ein Probetornister in dem Zimmer des Königs; Einsiedel hob ihn auf, besah ihn genau, und hing ihn sich dann über die Schulter. „Würdet Ihr wohl so über die Straße nach eurem Quartier gehen," fragte ihn der König, „wenn der Tornister voll Geld wäre?"

„Warum nicht?" war die Antwort.

Der König versetzte mit Lachen: „Ich halt' Euch beim Wort, das muß ich doch sehen." Er ließ sich darauf von dem Obristlieutenant den Tornister geben, ging damit in ein Nebenzimmer und füllte ihn mit harten Thalern; darauf rief er Einsiedeln zu sich und fragte ihn: „Wollt Ihr ihn nun noch tragen?" Der Befragte bejahte dieß, der König half ihm bei dem Umhängen des beschwerten Tornisters, und kommandirte dann: „Marsch!" Der Obristlieutenant machte links um, und Friedrich Wilhelm sah ihm aus dem Fenster mit sichtbarer Freude nach, wie er, unter der Last gebückt, langsam in seine Wohnung ging.

22.

Da Friedrich Wilhelm gern reiste, und viel Neugierde besaß, fremde Fürsten kennen zu lernen, so war ihm die Veranlassung willkommen, dem Kaiser Karl dem Sechsten einen Besuch zu machen. Allein ehe diese Zusammenkunft stattfinden konnte, entstanden hinsichtlich des Ceremoniels, das dabei beobachtet werden sollte, allerlei Bedenklichkeiten. Zwar in den Augen des Königs waren Hofceremoniel und Etikette nichts weiter als leere Seifenblasen, die kaum einige Beachtung verdienten. Allein der Kaiserhof hing steif und fest an dem leeren Gepränge aller der Gebräuche, die der Hochmuth ersonnen, und das Bewußtseyn, auf eine andere Art sein Ansehen nicht heben zu können, beibehalten hatte. Die Minister und Hofherren betrachteten diesen eitlen Dunst für wichtiger, als wesentliche Staatsvortheile; sie berathschlagten sich mit ernster Miene über die — große Frage: ob wohl der Kaiser dem Könige von Preußen

die rechte Hand geben dürfe? Ihr tiefsinniges und langweiliges Forschen brachte endlich das Resultat heraus: daß dieß durchaus nicht angehe, weil es eine Sache von den wichtigsten Folgen (res summae consequentiae) sey. Man müsse dem Könige in einer ausführlichen Note alle die triftigen Gründe, und alle die bedenklichen Folgen, die das Gegentheil abriethen, aus einander setzen, und dann seinem Ermessen anheim stellen, ob er sothane Visite nach Ausmessung seiner zu erwartenden habenden Aufnahme zu thun oder zu unterlassen geneigt sey.

Friedrich Wilhelm, über alle diese Kleinlichkeiten sich hinwegsetzend, reiste am 27. Julius 1732, in Gesellschaft einiger Minister und Generale, von Berlin ab, und kam am 31. Julius nach Kladruz, einem kaiserlichen Lustschlosse in Böhmen mit einem schönen Marstalle. Bald nach ihm traf der Kaiser mit seiner Gemahlin und und dem Prinzen Eugen ein. Hier dauerte die Zusammenkunft nur einen Tag; der Kaiser, ein guter Mann, aber kein besonderer Fürst, von gemeinem Verstande, aber keinem besondern Verdienste, beobachtete genau das steife Etikettenwesen, das ihm sein Geheimerrath vorgeschrieben hatte. Man begab sich zuerst auf ein hohes Gerüste neben dem Schlosse, wo man zwei Stunden lang stehen blieb, um die Pferde der Stuterei vorüber ziehen zu sehen. Nachdem setzte man sich an die Tafel, wo man ebenfalls zwei Stunden zubrachte, und gegenseitig viel Gesundheiten trank. Der König saß der Kaiserin zur Linken. Zuletzt ging Jeder in sein Zimmer, wo dann der Kaiser dem Könige die hohe Ehre anthat, in das seinige zu kommen, und eine Stunde bei ihm zu bleiben. Nachdem alle diese Dinge und Thaten geschehen waren, verabschiedete sich Friedrich Wilhelm von beiden kaiserlichen Majestäten, und reiste nach Prag, wo er einige Tage blieb, und von dem Prinzen Eugen, den er schon als Kronprinz in den Niederlanden kennen gelernt hatte, aufs Angenehmste unterhalten wurde. Der Kaiser kam ebenfalls nach Prag, und sprach den König noch einige Mal. Am 4. August fuhr letzterer über Baireuth nach Potsdam zurück, und hinterließ bei allen, die in Kladruz und Prag die Häupter der Zusammenkunft beobachtet

hatten, einen bessern Eindruck, als der Kaiser. Er hatte nie eine solche Feinheit in seinem Betragen, eine solche Artigkeit im Umgange, eine solche Gewandtheit des Geistes, und eine ähnliche Freigebigkeit bewiesen, als hier. Er war französisch gekleidet, und theilte reiche Geschenke aus. Jedermann fand an ihm eine Würde und Politesse, die man ihm nicht zugetraut hätte. Desto weniger gefiel ihm der Ton und das ganze Wesen des kaiserlichen Hauses; die hohen Begriffe, die er vom Kaiser gehabt hatte, stimmte er ziemlich herunter, da er das Oberhaupt Deutschlands gesehen und gesprochen hatte.

23.

Der König war gegen die Genüsse der Tafel gar nicht gleichgültig, besonders liebte er gewisse Arten von Leckereien, die aber freilich nicht zum Hautgout gezählt wurden. Er sah es in dieser Hinsicht gern, wenn ihm Privatpersonen Geschenke mit ausgesuchten, und von ihm unter seine Lieblingsspeisen gerechneten Victualien machten. Aus allen Provinzen liefen daher dergleichen Geschenke, von den eigenthümlichen Produkten derselben ein. Die Art, mit welcher diese Geschenke gemacht und aufgenommen wurden, können folgende Briefe, nebst den eigenhändigen, auf den Rand beigesetzten, Antworten des Königs am besten veranschaulichen.

„Allerdurchlauchtigster u. s. w. Weilen mir nicht unbekannt ist, daß Ew. königl. Majestät zuweilen Taschenkrebse zu essen allergnädigst Belieben tragen, und die Saison von selbige vor jetzo einen Anfang genommen hat; als habe ich sogleich hierbei sechs Stück davon, nebst einem Cabeliau, so frisch und erst gestern ist gefangen worden, allerunterthänigst übersenden wollen; der ich in allertiefster Devotion ersterbe u. s. w.“

Eigenhändig hatte der König an Rand geschrieben: „Gut, soll auch ein grossen Kalbes Braten senden, der recht weis Fleis hat und wohll ein Backen das der Geschmack von der Matte sich nit in Fleis ziehe.“

„Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ich habe vorgestern des Abends bei dem schwedischen Gesandten in großer Gesellschaft gegessen, und unter andern mit geräucherten Heringen, welcher erstbemeldter Gesandte aus Schweden hat geschickt bekommen, tractirt worden. Es hat auch dieser schwedische Gesandte, weil ich sie sehr deliciös gefunden, mir etliche davon überschicket, weilen ich nun weiß, daß Euer königl. Majestät gerne dergleichen Art Fische essen, als nehme ich mir die Freiheit, solche Euer königl. Majestät allerunterthänigst zu überschicken, wobei aber noch allerunterthänigst erinnern muß, daß sie nicht müssen allzusehr gebraten, sondern oft mit Butter bestrichen werden, sonsten sie sehr trocken werden, ich verharre übrigens in tiefster Submission Euer königl. Majestät allerunterthänigster Knecht A. G. v. Dönhoff."

Unter diesen Brief hatte der König eigenhändig geschrieben: "Ein Compliment"; die gewöhnliche Formel, womit er andeutete, daß dem Uebersender ein, in für solche Fälle observanzmäßigen Ausdrücken abgefaßtes Danksagungsschreiben ausgefertigt werden sollte."

24.

Oefters lud sich der König selbst bei seinen Generalen, Ministern und vornehmen Privatpersonen zu Tische, und war dabei sehr heiter und aufgeräumt. Ein angesehener Privatmann in Berlin, bei dem der König im Junius 1734 zu Tische gewesen war, erzählt davon einem Freunde in einem Briefe Folgendes.

Lassen Sie mich von meinem neulichen Mittagsmahl Ihnen erzählen. Drei Tage vorher speiste ich mit dem Könge bei einem meiner Freunde. Seine Majestät kündigte sich bei mir zum Mittagessen an. Ich erlangte, daß außer dem Könige nur zehn Gäste kommen, und nicht mehr als vier Schüsseln aufgetragen werden dürften. Der König kam zu mir um halb zwölf; ich war zuvor unterrichtet, daß er sehr übler Laune sey, und schon um vier Uhr sich von mir wegbegeben wolle, um das Be-

gräbniß des Feldmarschalls Arnim mit anzusehen. Er ward indeß bald heiterer, nachdem ich ihm allerlei kleine Raritäten gewiesen hatte, z. B. eine tragbare Kamera obscura, den Bratenwender von Doktor Muder, ein dreieckigtes Fernglas u. dgl. m. Was aber seine Laune völlig umstimmte, das war folgende Unterredung, welche zwischen ihm und mir vorfiel. Ich sagte ihm, daß ich gesonnen gewesen wäre, noch drei andere Gäste, welche mich heute früh besucht hätten, einzuladen; allein ohne seinen Befehl hätte ich es nicht gewagt.

König. Wer war das?

Ich. Es war der Graf von Blumenthal, der von Wien kam

König. Ich kenne ihn; es ist eine gute Haut. Warum ist er nicht geblieben?

Ich. Vermuthlich weil zwei Andere bei ihm waren, die Ew. Majestät nicht bekannt sind.

König. Das ist etwas anders! Wer waren die?

Ich. Zwei große Herren aus Ungarn.

König. Zwei große Herren? Wie heißen sie?

Ich. Das weiß ich nicht. Sie sind aber beide fast einen Kopf größer als ich, und die hat Blumenthal mitgebracht, um Ew. Maj. damit zu beschenken.

König (indem er mich umarmte). Und du Teufel kannst so lange damit hinter dem Berge halten? — Laß Er ihn gleich holen, wir wollen ihm schon Platz machen.

Ich hatte mit Blumenthal die Abrede genommen, daß er, sobald ich ihn rufen ließe, zurückkommen solle; auch kam er bald mit seinen zwei bildschönen Rekruten. Der König ward nun außerordentlich aufgeräumt; und, da meine vier Schüsseln sechsmal gewechselt wurden, so verzog sich die Mahlzeit bis 5 Uhr. Um 4 Uhr sagte Jemand aus der Gesellschaft: daß es Zeit sey zum Begräbniß zu gehen. „Ei sch... dir auf die Leiche!“ versetzte der König; „wir sind hier bei einem ehrlichen Pommer, und der Wein ist gut. Wir wollen lieber hier bleiben, sie werden ihn wohl ohne uns begraben.“ Hierauf gingen Pokale herum.

Beim Nachtisch paradirte auf dem Plateau ein ge=

harnischter Mann von Zucker, einen Degen in der Hand; der linke Fuß stand auf einem Hahne, und der rechte auf einem entwaffneten mit Lilien bedeckten Kriegsmanne. Der König sagte, daß dieß vermuthlich den Prinzen Eugen vorstellen solle; Einer aus der Gesellschaft aber machte ihm den Schild mit Sr. Majestät Namenszuge, worauf der bewaffnete Ritter sich lehnte, bemerklich. Nun brachte der König den Toast aus: Vivat Germania! und sagte, daß der Pokal undisputirlich herumgehen solle. Nach der Mahlzeit bezeugte er Lust, im Garten bei einer Pfeife Tabak spatzieren zu gehen. Ich sagte ihm, daß ich unter einem Zelt im Bosket alle Anstalt zur Tabagie getroffen hätte; er ging sogleich dahin, und als er sich näherte, empfing ihn eine Musik, welche von dem Orchester der hiesigen Schauspielergesellschaft executirt wurde. Er fragte mich, ob ich Wakkerbarts Kapelle auf Fausts Mantel hätte kommen lassen; und da ihm Jemand sagte, daß eine Komödie gespielt werden würde, so lief er ins Zelt und betrachtete das Theater. Hierauf setzte er sich auf seinen hölzernen Stuhl, und die Komödie fing sogleich an. Der Held des Stücks war ein Renommist, der jeden, welcher in seinen Weg kam, prügeln und umbringen wollte, zuletzt aber immer allein Schläge bekam. Uebrigens waren Liebeshändel, närrische Tänze und lustige Lieder in das Stück verwebt. Es gefiel dem Monarchen überaus, besonders weil der Renommist ein Markis, und der, welcher ihm die meisten Hiebe gab, ein Deutscher war.

Um neun Uhr begab sich der König von mir weg, und umarmte mich fünf bis sechsmal beim Abschiede.

25.

Der König pflegte sich, wenn er Abends ausgezogen war, um sich niederzulegen, von seinem Kammerdiener ein Abendgebet vorlesen zu lassen, wobei er mit großer Andacht zuhörte. Einst, als ein neu angekommener

Kammerdiener das Gebet zum erstenmal vorlas, glaubte er es der Ehrfurcht gegen seinen Herrn schuldig zu seyn, die Worte: „der Herr segne dich,“ sowie solche in dem Gebete standen, abändern zu müssen; und sagte: „der Herr segne Ew. königl. Majestät.“ — „Was liest er da?“ rief der König. Der arme Mensch ward bestürzt, und in der Meinung, dem Monarchen durch den Zusatz noch nicht genug Ehre gegeben zu haben, sagte er nun: „der Herr segne allerhöchst Ihre königliche Majestät.“ Hierüber gerieth der Monarch in höchsten Zorn und rief: „Willst du mir das Gebet verhunzen? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfott, wie du. Dich, heißt es, er segne dich, dich! Gegen Gott bin ich nur ein armer Wurm!“

26.

Der König war nicht ganz ohne musikalische Kenntnisse, auch hatte er Sinn für musikalische Unterhaltungen, jedoch nach seiner Art und Weise, und nach seiner vorherrschenden Neigung zur Sparsamkeit. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung dankte er die ganze, wohleingerichtete Musikkapelle seines Vaters ab. Die Künstler zerstreuten sich, suchten ihr Brod an fremden Höfen, viele ergriffen eine andere Lebensart. Dagegen hielt Friedrich Wilhelm eine Truppe italienischer Komödianten und Sänger, die aus einem Personale von — neun Menschen bestand. Trotz der Geschmacklosigkeit, die sich die Mitglieder dieser Truppe zu Schulden kommen ließen, nannten sie sich doch königliche Hofschauspieler, weil sie vom Könige monatlich 148 Thaler, 8 Groschen, 8 Pfennige Gehalt bezogen. Auf diesem königlichen Theater trieb der pöbelhafte Hanswurst seine Späße; ferner erfuhr man hier die Schandthaten der abscheulichsten Verbrecher, sah sie rädern, sah den Teufel den Doktor Faust wirklich durch die Luft führen, den alten Haman unter allgemeinem Beifallklatschen noch einmal hängen u. s. w.

Von den Tonkünstlern seines Vaters behielt der König blos den Kapellmeister Gottfried Pepusch bei, und übertrug ihm die Direktion der Hautboisten seines Leibregiments. Die Feld= und Jagdmusik war dem König die liebste, und bei Hoffeierlichkeiten mußten die Hautboisten der Regimenter die Stelle der fehlenden Kapelle vertreten. Jede Woche einigemal ließ der König in seinem Zimmer musiciren, aber jedesmal nur mit blasenden Instrumenten. Am meisten liebte er die Händelsche Musik, besonders die Opern; die Arien und Chöre der Opern Alessandro und Siroe wurden mehr als hundertmal durchgespielt, gesungen aber wurde nicht. Am Ende eines langen Saales standen die Hautboisten vor ihren Pulten und Lichtern; am andern Ende saß der König ganz allein. Zuweilen, wenn er Mittags stark gegessen und viel getrunken hatte, schlief er unter der Musik ein. Wenn die Musiker dieß merkten, so ließen sie wohl einige Arien aus, um bälder fertig zu werden. Aber ehe sie es vermutheten, erwachte der König wieder und rief: „Ihr laßt ja was aus; diese und jene Arie, deren Thema er dann vorsang, fehlt noch; frisch, gleich gespielt." Wurde er erst nach dem Ende der Musik munter, und schien es ihm, es habe zu kurz gedauert, so mußte das Ganze von vorn nochmals angefangen, und von Neuem durchgespielt werden.

In den letzten Jahren seiner Regierung rief der König den berühmten Komponisten Sydow aus London nach Potsdam, und ließ durch ihn eine Musikschule anlegen. In derselben wurden die fähigsten Knaben aus dem potsdamischen Waisenhause zu geschickten Hautboisten und Trompetern gebildet, und unter die Regimenter vertheilt. Diese eben so zahlreiche als wenig kostbare Kapelle war doch so gut, daß daraus, durch Verstärkung der kronprinzlichen Kapelle, das ganze nachherige Orchester errichtet werden konnte.

Einst, da der König August der Zweite von Polen den berühmten Violinspieler Lokatelli mit nach Berlin brachte, und in seinen königlichen Freund drang, den Virtuosen in einem öffentlichen Concert bei Hofe zu

hören, gerieth Friedrich Wilhelm in große Bestürzung, weil er glaubte, nun würde die Musik wieder wie bei seinem Vater am Hofe in Gang kommen, welches seine Gemahlin angelegentlich wünschte. Aber er blieb standhaft; Lokatelli, der keine anderen Begleiter als Hautboisten haben konnte, spielte zu allgemeiner Bewunderung; nur auf den König machte es weiter keinen Eindruck, als daß er höchst verdrüßlich wurde, da er dem Virtuosen — ehrenhalber ein Geschenk machen mußte.

Charakterzüge von Wallenstein,

Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan.

1.

Der Graf Gualdo Priorato, welcher in dem kaiserlichen Heere längere Zeit unter Wallenstein diente, hat mit der scharfen Auffassungsgabe eines Italieners jeden Zug des Herzogs belauscht, und gibt uns von ihm eine Schilderung, welche um so lebendiger ist, als wir nicht etwa nur den dürftigen Schattenriß der äußerlichen Erscheinung, sondern eine lebendige Schilderung seines innern Wesens erhalten. „Wallenstein — so erzählt Gualdo — war von hoher Gestalt, hatte starke, hagere Gliedmaßen und in der Jugend einen straffen Körper. Sein Gesicht war mehr oval als rund, gelblicht, nicht fleischig Seine Stirn war hoch und gebieterisch, das Alter hatte nur Linien, nicht Furchen darauf gezogen. Seine Nase war stumpf, doch gebogen. Er trug sein eignes, schwarzes, in den spätern Jahren gebleichtes Haar, vorn kurz geschnitten und aufgestrichen, zu beiden Seiten in einigen gekräuselten Locken herabhängend. Kinn und Lippen waren mit schmalem, herabhängendem Schnauz- und Knebelbart bedeckt. Seine schwarzen Augen waren nicht groß, aber voll Feuer und Leben, und verbreiteten Schrecken und Ehrfurcht. Sein Blick war durchdringend, die dunkeln Augenbrauen zogen sich zu drohendem Ernst zusammen; der Ausdruck seines Gesichts war frostig, zurückstoßend. Sein Anstand war edel, allein sein Beneh-

men verrieth Härte und selbst in dem Kreise der Befreundeten legte er nicht alle Rauheit ab. Sein Gang war, zumal in späteren Jahren, langsam wegen des Podagra's, er stützte sich auf einen indischen Rohrstock. Im Felde trug Wallenstein gewöhnlich einen Reiter-Rock von Elendleder, ein Wamms von Leinwand, rothe Beinkleider, einen Mantel von Scharlach, rothe Feldbinde und eine Feder von gleicher Farbe auf dem grauen Castorhute; er trug immer Stiefeln. Nie erschien er ohne das goldne Vließ, welches König Philipp IV. von Spanien ihm verliehen hatte.

2.

Die Tafel des Herzogs war, zumal im Felde, mäßig und einfach; die weichlichen, wollüstigen Speisen waren ihm verhaßt, er erklärte diejenigen des Daseins für unwürdig, die allein nur ihrem Bauche fröhnten. Er schlief nur wenige Stunden, war unermüdlich thätig, ungeduldig bis zum Eigensinn, streng bis zur Grausamkeit, freigebig bis zur Verschwendung. Nur selten bediente er sich der Hand eines Schreibers; nicht nur alle wichtigen Briefe, auch gewöhnliche Befehle schrieb er eigenhändig, oft vielleicht zwanzig an einem Tage. In seiner Nähe duldete er kein Geräusch, Wagengerassel, Hundegebell, selbst das Klirren der Sporen war ihm zuwider; ausgestellte Posten mußten den Ankommenden andeuten, sich ruhig zu verhalten. Von vielen Worten war er kein Freund, lachte selten, war finster und mürrisch, sprach wenig und fast immer in herbem Tone; doch stand ihm auch aufmunternde Freundlichkeit zu Gebot, zumal wenn es galt, eine tapfere That zu belohnen. „Des Friedländers Mund — erzählt Gualdo — öffnete sich immer zum Vortheile der Soldaten, und eine kühne That war einer Lobrede von ihm gewiß. Er legte dann seine Hand liebkosend auf das Haupt oder auf die Schulter des Tapfern und sagte dann vor Allen: „Diesem gebührt die Ehre des Tages“, oder: „Diesem ist man den Sieg schuldig! Solche Tapferkeit verdient Anerkennung und Aus-

zeichnung!" In solcher Weise rühmte der Herzog öffentlich den Croaten=General Isolani nach dem bei Anspach vorgefallenen Treffen mit den Schweden; den Marchese di Grana nach der Eroberung von Prag; den General Dona bei der Wiedereroberung von Chemnitz; den Oberst Avogrado nach der Schlacht von Lützen.

3.

Die Officiere hatten, bevor er Herzog von Friedland wurde, freien Zutritt zu seiner Tafel und er aß gern in der Gesellschaft derjenigen, die mit Schweiß und Staub bedeckt vom Schlachtfeld zurückkehrten. Nach seiner Erhebung zum Herzoge von Mecklenburg nahm er den Titel „Hoheit" (Altezza) an, die frühere Vertraulichkeit ward aus seinem Umgange verbannt; es hielt schwer, Zutritt zu ihm zu erhalten; zuvor legte er bei'm Gastmahle seinen Ernst bei Seite, jetzt speiste er allein. Im Uebrigen war er ein Feind des Ceremoniels; von den Soldaten verlangte er keine unterwürfige Begrüßung. Es war ihm ganz recht, wenn sie, sobald er durch das Lager ging, sich vor ihm weder bückten, noch die Hüte zogen, sondern vielmehr sich stellten, als sähen sie ihn gar nicht. Neugieriges Ansehen war ihm zuwider.

4.

Bei dem Soldaten wie bei dem Officier suchte Wallenstein das Ehrgefühl zu wecken. Ein Reiter wurde vor der Front des ganzen Regiments für infam erklärt, weil er sich hatte seinen Cuiraß nehmen lassen. Ein zum Zweikampf geforderter Officier, welcher sich nicht gestellt hatte, wurde von ihm davongejagt. Einst drohte sein Obersthofmeister einem Officier mit dem Stock; dieser zog in der Gegenwart des Herzogs den Degen und ward dafür belobt. Wegen einer beherzten That hatte er einen gemeinen Soldaten zum Hauptmann ernannt; dieser unterließ es aber, sich dafür zu bedanken. Eine solche

unterlassene Danksagung, äußerte der Herzog, ist für mich die größte Lobrede; der Mann beweißt, daß ich das Verdienst und nicht die Person belohne. Es ist nicht nöthig zu danken, wenn man keine Gefälligkeiten erhalten hat. Ein lebhafter Geist, ein witziger Kopf, ungewöhnliche Einfälle, neue Gedanken waren bei ihm eine große Empfehlung; noch mehr galten bei ihm ungewöhnliche Tapferkeit, hartnäckiger Muth, große Verwegenheit. Bei dem Soldaten sah er den Ehrgeiz mit gnädigem Auge an; Geniestreiche, wenn sie auch etwas an Tollheit streiften, erhielten im Felde seinen ungetheilten Beifall. Hofnarren konnte er nicht leiden, geistvolle und verdiente Männer durften auf seinen Schutz rechnen. Er gab ihnen aus eignem Antriebe Ehrenstellen, oder öffnete ihnen die Bahn welche dem brauchbaren Manne niemals sollte verschlossen seyn. Daß das Glück seine Güter mehrentheils unwürdigen Menschen zutheilt, war ihm zum Verdruß.

5.

Von dem Soldaten verlangte der Herzog Seelengröße, Gegenwart des Geistes, geschwinden Entschluß, Klugheit in der Ausführung des Befehls, unumschränkten Gehorsam, unverbrüchliche Treue. Niederträchtige und kleinmüthige Handlungen erregten seinen ganzen Zorn und es hielt schwer, später durch gute Thaten das Andenken an die früheren schlechteren zu verdrängen. Seine Soldaten stiegen nicht in seiner Gunst, wenn sie von Unbewaffneten und Feigen gefürchtet wurden; er verlangte von ihnen, daß sie beherzte Leute in die Flucht schlugen, wenn sie Anspruch auf Belohnung, welche er der tapfern That nie versagte, machen wollten.

6.

Bei **Wallenstein** galten nur wahre Verdienste zur Empfehlung. Weder des Kaisers Befehle, noch vornehmer Personen Empfehlung und Begünstigungen konnten irgend

jemand bei seinem Heere befördern; er ward dadurch vielmehr erbittert und dem Empfohlnen gänzlich abgeneigt. Ein ausländischer Edelmann überreichte ihm ein kaiserliches Patent, welches den Ueberbringer zum Obersten des zuerst erledigten Cavallerie-Regiments ernannte. Der Herzog empfing ihn anscheinend höflich und ließ ihn zur Tafel laden. Ueber Tische sagte er zu den anwesenden Obersten: „Einer von Ihnen, meine Herren, muß nothwendig sterben.“ Bald aber beruhigte er die hierüber Bestürzten, indem er mit Verachtung auf den Fremdling deutete und mit bitterem Tone hinzufügte: „Dieser Herr ist gekommen, eines von Ihren Regimentern wegzuschnappen, sobald Einer von Ihnen todt seyn wird. Lege sich doch Einer von Ihnen diesem Herrn zu Gefallen geschwind in das Grab!“

7.

Der Oberst Pietro Ferrari hatte seine Stelle niedergelegt, der Kaiser ernannte einen andern zum Oberst, allein der Herzog verweigerte die Bestätigung. Weder die vornehme Geburt noch Reichthum waren vermögend, würdigere Officiere zu verdunkeln, oder in der Beförderung zurückzusetzen. Leute, die nichts vorzuzeigen hatten, al einen Empfehlungsbrief, oder für die nichts weiter, als ein schöner Mund sprach, konnten des Herzogs Gunst nicht gewinnen und keine, von den Großen des Hofs bei ihm angebrachte, Fürsprache war einflußreich genug, irgend wem eine Stelle als Officier bei ihm zu verschaffen. Eitelkeit und weibliche Putzsucht waren ihm bei den Soldaten verhaßt. Als einige seltsam herausgeputzte Edelleute dem Herzoge ihre Dienste anboten, empfing er sie mit vieler Güte, dankte ihnen für ihren guten Willen, ließ ihnen indessen sagen: sie möchten lieber am Hofe des Cardinals Dietrichstein Dienste suchen, da ihre Ohren für ein musikalisches Concert mehr, als für den Kanonendonner geformt seyn möchten und ihren Nasen Weihrauch besser, als Pulverdampf behagen würde. Einigen andern feinen und wohlriechenden Officieren sagte er: Sie werden bei

Hofe mehr nützen, als bei dem Heer; der Cuiraß verträgt sich nicht mit ihrer Schönheit, der Pulverdampf könnte ihre Gesichtchen schwärzen und die Sturmhaube die ganze Arbeit ihres Friseurs verderben.

8.

Man glaubt eine Schilderung Napoleons zu hören, wenn man von ihm liest: Ruhmsucht und Ehrgeiz waren die Schöpferinnen seiner Handlungen, und diese trugen den Stolz zum Stempel. Von den Vornehmsten verlangte er die größte Unterwürfigkeit und er fand ein Vergnügen darin, wenn sein Erscheinen in Furcht setzte. Alle deutschen Fürsten, die freundlich= wie die feindlich=gesinnten, behandelte er mit gleicher Verachtung. Er verwüstete ihr Land, um auf ihrem Ruin die Größe des Kaiserhauses zu erbauen und nach der Demüthigung aller Feinde Ferdinands stieg sein Stolz zu solcher Höhe, daß er ihn den Kaiser selbst fühlen ließ. Erhielt er eine Zuschrift von dem Kaiser, rief er dem Ueberbringer zu: „Schon wieder eine Ausfertigung von den müssigen Hofleuten. O! wie lange Weile haben sie doch zu Wien. Sagt Seiner Kaiserlichen Majestät, Sie sollten sich mit der Jagd und mit der Musik belustigen uud sich nicht um den Krieg bekümmern. Soldaten brauchen keine Rathschläge von Hofleuten!“ — Für die Italiener hatte Wallenstein nach Gualdo's Versicherung, eine ganz besondere Vorliebe; er hielt sie für geborne Soldaten, schätzte sie wegen ihrer guten Köpfe, ihres erfinderischen Geistes, wegen ihrer List und Schlauheit. Er bedauerte, daß Italien wegen der Reichthümer der Kirche, und der großen Menge von Klöstern zu gering bevölkert sey, und daß Wollust und Ueppigkeit die Einwohner weichlich mache, da doch ihre Vorfahren abgehärtete Krieger und die Ueberwinder der bekannten Erde gewesen wären. Gegen die Meklenburger und Reichsstädter war er übel gesinnt, gegen die Sachsen und Dänen mehrentheils leutselig, den Schweden ließ er den größten Ausbruch seines Hochmuths und Zorns empfinden. Im Uebrigen hatte er

Menschen aus jedem europäischen Himmelsstrich in seinem Dienst, und jeder, der brauchbar war, erfreute sich seiner Gunst.

9.

Wallenstein war zu siegen gewohnt, man hielt ihn für unüberwindlich und wenn der Sieg sich auch nicht für ihn erklärte, so war doch die Welt, weil sie an sein Glück glaubte, überzeugt, daß dieses ihn nicht verlassen werde. Das Glück, die Zufälle schienen zu seinem Gebote zu stehen. Alle Schwierigkeiten sah er voraus, jedes Hinderniß überstieg er, die Begebenheiten schienen sich vor ihm zu beugen. Seinen Plan führte er in dem Momente der Entscheidung aus, wenn gleich die übrigen Generale der Schwierigkeiten halber anderer Meinung waren. Er beschloß nichts, ohne vorher den versammelten Kriegsrath zu hören, ließ sich Gegenrede und Einwendungen gar wohl gefallen und stellte oft die Ausführung seiner Befehle der Wohlmeinung des, an Ort und Stelle commandirenden, Generals anheim. Niemals verzweifelte er wegen einer widrigen Begebenheit in einer Schlacht. Nach der Niederlage bei Lützen, die er von dem Kaiser als einen Sieg feiern ließ, hatte er das kaiserliche Heer in unglaublicher Schnelligkeit wieder hergestellt. Keinen erfochtenen Sieg ließ er unbenutzt und die Folgen waren mehrentheils glorreicher, als der Ruhm der Schlacht. In Kriegslisten war er unerschöpflich und versäumte zur Ausführung nie den günstigen Augenblick. Seine Werbungen und Rüstungen waren immer noch einmal so stark, als die des Feindes, und er sparte keine Kosten, sich die besten Soldaten zu verschaffen. Fur die Kriegsbedürfnisse sorgte er mit der größten Pünktlichkeit. Nach Uebernahme des Oberbefehls führte er bei der kaiserlichen Armee eine ganz neue Verfassung ein, die sich jedoch nicht auf wesentliche Theile der Kriegskunst bezog. Er befahl andere Zeichen des Trommelschlags und gab andere neue Vorschriften; es gab keinen alten Kriesgebrauch, den er nicht aufhob oder änderte. Seiner Aufmerksamkeit entging nicht der kleinste

Umstand, der einer Verbesserung fähig war. Nicht die geringste Unordnung duldete er bei der Armee. Seine Befehle waren in wenige Worte gefaßt, öfters gab er sie ohne irgend einen Laut, blos mit einem Zeichen der Hand. Bei dem Sturm auf Prag erhielt das Regiment Berthold von Waldstein nur einen Wink mit der Hand vom Generalissimus und sogleich stürmte es den Lorenzerberg.

10.

Seine Anschläge und Pläne umhüllte der Herzog mit einem undurchdringlichen Schleier; dagegen verwendete er die größten Summen auf die Entdeckung der Geheimnisse anderer Leute. Er unterhielt Kundschafter an den königlichen Höfen und in den feindlichen Heeren, welche ihn monatlich an 20,000 Gulden kosteten. (Aus seinen Briefen wissen wir, daß er für einen einzigen Auftrag, den er in Schweden ausgeführt wissen wollte, fünfunddreißigtausend Thaler anwies.) Er wußte des Königs von Schweden Vorhaben lange vor der Ausführung und kannte die Verabredung der Stände und der Reichsstädte, noch bevor sie sich für Schweden erklärt hatten.

11.

Wallenstein kundschaftete nicht allein die Handlungen anderer Menschen aus, er war auch neugierig zu wissen, was ganze Nationen, was die Großen, was die Soldaten von seinen Unternehmungen urtheilten. Und nicht aus gemeiner Ruhmsucht that er dieß, nicht um sein Lob zu hören, sondern seine Fehler, welche einen Flecken auf seine Ehre hätten werfen können, zu verbessern. Aus diesem Grunde sah er diejenigen nicht ungnädig an, die ihm einen Spiegel vorhielten, in welchem sie ihn seine Fehler erblicken ließen, die unermüdlichen Lobredner waren ihm verhaßt. Auf die Frage, was die Leute von ihm sagten? versicherte Einer aus seiner nähern Umgebung,

daß man ihn allgemein für den größten Feldherrn der Welt erkläre. Ein Zweiter dagegen versicherte: man nenne ihn nicht anders, als die große böhmische Bestie. Der Schmeichler erhielt sogleich den Abschied, der andere ein Geschenk von 2000 Thalern. Einem dritten, der eine Schmähschrift wider ihn geschrieben, ließ er eine bedeutende Summe auszahlen, bezahlte indessen auch Leute, die es verstanden, ihn auf eine geschickte Weise zu loben und zu rühmen. Er ließ dem berühmten Hugo Grotius Anträge machen, an seinen Hof zu kommen, um seine Thaten niederzuschreiben. Der noch berühmtere Keppler trat in seine Dienste, für Malerei und Musik hatte er eine große Vorliebe und die Baukunst fand an ihm einen leidenschaftlichen Beförderer.

12.

In seinem Rathe saßen mehrentheils Leute von vornehmer Geburt. Er hielt, nach den Ansichten seiner Zeit, den angebornen Adel erhaben über den Reiz gemeiner Verführung und zu sehr von dem Gefühl seiner Ehre und seines guten Namens durchdrungen, als daß er anvertraute Geheimnisse durch niedrige Verrätherei entdecken könnte, oder seine Schuldigkeit versäumte. Von niedrigen Seelen erwartete er nur geringe Dienste, dagegen große und kühne Thaten von der Ehrsucht der Officiere. Herzöge, Fürsten, Grafen, Edelleute aus allen europäischen Nationen nahm er gern in sein Heer auf. Die Gegenwart so vieler vornehmer Herren wirkte vortheilhaft auf die Officiere und Soldaten von niederer Herkunft, welche durch die Beweise von Muth und Tapferkeit, welche hohe Officiere und Fürsten an ihrer Seite gaben, zu gleichen Thaten entflammt wurden. Deßhalb trug aber Wallenstein keine Verachtung gegen Menschen geringerer Geburt; er belohnte und beschenkte sie fürstlich, sobald sie Belohnung verdienten. Für die Obersten, welche in seinen Diensten zu Schaden gekommen waren, sorgte er auf das Freigebigste, bezahlte ihre Schulden, wies ihnen gute Quartiere an, und entschädigte sie aus

seiner eigenen Kasse. Er wurde daher von den Soldaten, wie im Glück, so auch im Unglück, hochgehalten und geehrt. Nach seiner Entlassung verließen viele Oberste die Armee, er behielt sie in seiner Umgebung, oder wies ihnen einen Aufenthalt auf seinen Gütern an, entschädigte sie für ihren Verlust, so daß sie mit Ehren leben konnten. Als daher der Kaiser genöthigt war, ihm den Oberbefehl wieder zu übertragen, hatte er sogleich eine Anzahl tüchtiger Offiziere bei der Hand. Verdienten Männern bewies er auch nach ihrem Tode seinen Dank und folgte ihrem Leichenzuge zum Grabe; dem General Pappenheim und dem Obersten Chiesa erwies er diese Ehre. Für die Wittwen und Waisen der Gebliebenen sorgte er nach Kräften. Der Herzog nahm Geschenke, selbst von geringen Leuten an; doch folgten niemals Zusicherungen oder Gunstbezeugungen darauf. Zuweilen erwiederte er kleine Geschenke mit großen Gegengeschenken und große Geschenke mit einer Kleinigkeit. Man muß, war sein Grundsatz, nicht auf den Werth der Sache, sondern auf den guten Willen des Gebers sehen. Der Hauptmann Rustici, welcher erfahren hatte, daß der Herzog ein weichmauliges, frommes Pferd suche, welches die Sporen vertragen könne, machte sich ein Vergnügen daraus, sein eignes, welches diese Eigenschaften besaß, dem Herzoge zu verehren, dieser machte ihm ein Gegengeschenk von 1000 Kremnitzer Ducaten. Dem Marchese Carafa dagegen, der ihm einige sehr stattliche neapolitanische Zelter schenkte, machte er einige schlechte böhmische Klepper zum Gegengeschenk. Von seiner Freigebigkeit und Generosität wird weiter unten noch berichtet werden.

13.

Ueber sein Verhältniß zur Clerisei waren bis jetzt sehr widersprechende Nachrichten verbreitet, wir geben darüber in einer besondern Abhandlung nähern Aufschluß. Die Bemerkungen, welche der freisinnige und aufgeklärte

Gualdo mittheilt, dürften zwar öfter mehr seine eignen, als Wallensteins Ansichten enthalten, doch treffen sie in mancher Hinsicht mit demjenigen zusammen, was wir mit des Herzogs eignen Briefen belegen können. Die Jesuiten begünstigte er in seinem Herzogthume, räumte ihnen Seminarien und Kirchen ein, äußert aber dennoch in vertraulicher Mittheilung, daß er 100,000 Gulden darum gäb, wenn er sie wieder los wär. Ueberschritten sie ihre Befugnisse, wollten sie junge Edelleute überreden, in ihre Gesellschaft zu treten, dann ließ er sie hart an. „Die übrige Clerisei — erzählt Gualdo — haßte er und verbarg seinen Haß nicht. Der kaiserliche Hof gab ihr einen zu großen Theil von den Gütern der Hingerichteten und verbannten Böhmen, worin Wallenstein eine Beleidigung des Soldatenstandes sah, welchen er damit belohnt wissen wollte. Oeffentlich erklärte er, daß er die Politik verabscheue, welche auf der Kirche Bereicherung ihr einziges Augenmerk hefte. In der Noth des Krieges rieth er, die Schätze der Prälaten anzuzapfen, und als die kaiserlichen Räthe erklärten, daß sie ihr Gewissen nicht dadurch beschweren könnten, die Güter der Geistlichkeit mit Auflagen zu beschweren, gab Wallenstein zur Antwort: gut, allein dann haben wir uns nach einem Gesetze zu richten, welches von denjenigen, die es betrifft, nicht aber von kaiserlicher Majestät ausgeht. Er hielt jene Geistlichen, welche nie mit ihrem gewöhnlichen und sogar wollüstigen Leben zufrieden sind, die unaufhörlich ihre Einkünfte zu vermehren streben, und zwar nicht, wie sie vorgeben, um Gott zu dienen, sondern um die Freuden der Welt noch mehr zu kosten, für die weltliche Regierung und für die Fürsten ungemein schädlich. Ihre vielen Gemächlichkeiten waren in seinen Augen Veranlassung zu großem Aergerniß, welches sie der Welt so oft gaben. Diejenigen, sagte er, welche die Armuth zur Schau tragen, werden täglich reicher, die Einkünfte des Staats und der Unterthanen vermindern sich, die Anzahl der Vasallen wird kleiner. Tapfere, verständige Leute lassen sich in Klöster locken und entziehen sich den Leistungen und Pflichten, welchen sie als Staatsbürger unterworfen sind, um ihr Leben in Bequemlichkeit

zu genießen, da sie sich der Kriegskunst und andern, dem Staate nützlichen, Beschäftigungen widmen sollten. Wenn die edelsten, reichsten, geschicktesten Köpfe sich in Klöster begeben, so ist es natürlich, daß die Mönche durch Listen und Streiche, deren sie sich meisterlich befleißigen, es dahin bringen werden, den Laien Gesetze vorzuschreiben und selbst die Fürsten sich und ihren Anschlägen zu unterwerfen.

14.

Von Staatsgeschäften wollte der Herzog die Geistlichen ganz entfernt wissen. Einst sendete der Kaiser zur Verhandlung wichtiger Sachen einen geistlichen Herrn an ihn. Der Herzog nahm ihn nicht an und ließ ihm sagen: wäre er gekommen, ihm das Evangelium zu predigen, so würde er ihn gern anhören; wollte er ihm aber Dinge vorsagen, die außerhalb seines geistlichen Berufs lägen, so möchte er sich wieder dahin begeben, von wannen er gekommen sey. Ein anderer Ordensbruder kam in Aufträgen des Königs von Spanien zu ihm und wollte Kriegsangelegenheiten mit ihm verhandeln. Diesen verabschiedete der Herzog auf der Stelle wieder und erklärte: er halte es für wenig anständig, daß der sehr katholische König sich in weltlichen Angelegenheiten solcher Personen bediene, welche der Welt entsagt hätten. Er ertheilte dem Pater den guten Rath, lieber das Brevier im Chore zu beten, als in das Feldlager zu kommen, wo er ihn gegen die Neckereien der Soldaten nicht in Schutz zu nehmen vermöge. (Aus anderweitigen Mittheilungen wissen wir jedoch, daß Wallenstein den Pater Quiroga sowohl, als den Bischof Anton von Wien in Aufträgen des Kaisers und des Königs von Spanien bei sich empfing.) Das liederliche Leben der Mönche rügte er streng, verlangte in seinem Herzogthum genaue Rechnung über die Verwendung der ihnen überwiesenen Einkünfte und gab ihnen Schuld, „daß sie das Geld auf Huren und los Gesind verwendeten.“ Als er in den

Palast einer jungen Dame zu Prag einen jungen Pater hinein schleichen sah, schüttelte er den Kopf und sagte zu seinen Begleitern: ich sollte mich auch schwarz kleiden, um einer so schönen Wittwe Gesellschaft leisten zu können. Wie werden wir doch die Kunst lernen, meine Herren, den Geist und das Fleisch, die Lust und die Buße in Harmonie zu bringen. Im Uebrigen trieb Wallenstein nie Scherz mit dem Heiligen, er sorgte für anständigen Schmuck seiner Kirchen und Kapellen, er ordnete gottesdienstliche Feste an, denen er in Andacht beiwohnte. Verfolgungssucht im Sinne Ferdinands und seiner Priesterpartei war ihm fremd; doch ertheilt er von Zeit zu Zeit Befehle: „die Leut' in seinem Land wieder katholisch zu machen." Im Heer machte er keinen Unterschied zwischen den katholischen und protestantischen Offizieren, es sey denn, daß er den letzteren in mancher Hinsicht ein größeres Vertrauen schenkte. Arnim, die Herzöge Julius und Franz von Sachsen, der Herzog Georg von Lüneburg, Graf Schafgotsch, Sparr und andere hohe Offiziere waren lutherischen Glaubens, diese hielten am treusten bei ihm aus und daß er sie auszeichnete, zog ihm den Haß der katholischen Partei zu: „Er bemühte sich — sagt Gualdo — sehr oft, die Herzen derjenigen zu versöhnen, welche sich wegen abweichender Ansichten in Glaubenssachen haßten. Er sprach sich entschieden dagegen aus, Blut zu vergießen und ganze Länder in Kriegsnoth zu stürzen, um die Menschen zu bekehren und ihnen einen fremden Glauben aufzudringen."

15.

Gering war das Erbtheil, welches Albrecht von Waldstein aus dem Nachlasse des Vaters erhielt, welcher die großväterlichen Güter bereits mit dreizehn Brüdern getheilt hatte. Unser Albrecht hatte zwei Brüder und drei Schwestern, und nach böhmischem Erbrecht fand eine gleiche Vertheilung unter die Geschwister statt. Den Grund zu einer äußerlich glänzenden Lage legte er durch das Vermächtniß eines reichen Oheims,

welcher ihm vierzehn Güter und Herrschaften in Böhmen und Mähren hinterließ und durch die Vermählung mit seiner ersten Gemahlin: Lucretia Nikessin von Landek, Frau zu Wssetin, Lukow, Rymnicz und Miloticz, einer betagten Wittwe, welche ihm, bei ihrem 1614 erfolgten Tode, reiche Besitzungen in Böhmen und Mähren und außerdem ein ansehnliches Vermögen hinterließ, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Ankauf einer großen Anzahl von Gütern zu unternehmen, welche der kaiserliche Fiscus nach der Schlacht am weißen Berge (1620) eingezogen hatte, nachdem die evangelischen Besitzer als Rebellen zum Tode verurtheilt, oder vertrieben worden waren. Wahrscheinlich ist es, daß ihm bei dieser Erwerbung, die, wie wir sogleich erfahren werden, sehr beträchtlich war, der Vater seiner zweiten Gemahlin, der kaiserliche Geh. Rath und Kämmerer, Graf Harrach, unterstützte, sowie der Kaiser Ferdinand II. dabei auf die von Albrecht von Waldstein in den friaulischen und böhmischen Kriegen geleisteten Dienste Rücksicht nahm.

16.

Für mehr als sieben Millionen Gulden solcher confiscirter Güter kaufte Albrecht aus jener blutigen, ehrlosen Beute, welche der Kaiser den, für ihren Glauben und für des Landes beschworne Freiheiten in einen unglücklichen Kampf gezogenen Edeln des Herren- und Ritterstandes, abnahm. Da der wirkliche Werth dieser Güter, zu welchem sich, da man die Erwerbung für unsicher und ehrlos hielt, keine Käufer fanden, mehr als das Doppelte betrug, so können wir annehmen, daß unser, im Jahr 1620 in den Reichsgrafenstand erhobener, Albrecht sich bald darauf im Besitz eines Vermögens beinahe von zwanzig Millionen Gulden an liegenden Gründen befand.

17.

Die Gesammtzahl der lehnpflichtigen Grundstücke belief sich auf 3403, von denen jedoch nur 586 die Lehnbriefe gelöst hatten, so daß 2807 damit noch in Rückstand waren. Der Herzog macht daher öfter sein Recht als Lehnherr gültig und zieht die Güter derjenigen, welche die Lehnbriefe nicht gelöst, selbst wenn männliche Erben vorhanden waren, ein. Nicht vergebens hatte Waldstein sich zu Padua der Rechte beflissen; er war genau über seine Befugnisse unterrichtet und wie streng er dabei nach dem Recht verfahren wissen will, zeigt nachfolgendes, an seinen Landeshauptmann von Taxis gerichtetes, Schreiben aus Güstrow vom 27. Mai 1629: „Aus euerm Schreiben vernehme ich, daß der Garosch ab intestato gestorben ist und daß ihr die Güter desselben habt lassen in Sequester nehmen; nun ist solches von euch gar recht geschehen, denn die meisten von meinen Landsassen haben gar ihre Lehnbriefe bei der Canzelei nicht gelöst, dahero ich denn euch befehlen thue: wenn einer oder der andere von ihnen sollte mit Tod abgehen, und wenn er gar Söhne verlassen hätte und hätte seinen Lehnbrief nicht gelöst, so sollet ihr euch in bemeldete Güter einführen; denn ich will nicht, daß solches einreißen sollte und die Lehnbriefe, als wenn mans nicht achtet, bei der Canzelei ungelößte ließe; solches will ich, daß mans mit dem Testiren, welchen ich postestatem testandi gegeben hab, auch halten solle. Dieweil nun der Garosch nicht testirt hat, als lasset ihr solches bei der Canzelei erkennen; wann aber über die Sach wird sollen erkannt werden, so seyd ihr dabei, der Canzler und noch ein paar Doctores juris; zieht auch von der Landschaft darzu, zween vom Herrn- und zween vom Ritterstande und alsdann laßt Recht darüber sprechen. Zeigt zuvor solches des Garosch Erben an, auf daß sie ihr Recht defendiren. Wegen meiner, dieweil ich noch keinen Fiscal bestellet, deputirt jemanden, der mein Recht darzu vorbringt. Was die Baarschaft anbelangt, solche gehört ohne einige Wider-

rede des Garosch Erben, sie können damit machen, was sie wollen."

18.

Zu den fürstlichen Leidenschaften des Herzogs, welche einen wohlthätigen Einfluß auf das Aufblühen des Landes und insbesondere auf das der Residenz Gitschin ausübten, gehörte vor allen seine Baulust. Das Schloß zu Prag, die Residenz und die Gartenanlagen zu Gitschin haben über zwei Jahrhunderte einem Jeden, der sie besuchte, Ehrfurcht vor dem Namen ihres Erbauers geboten, wie sehr ihn auch Verrath und böser Leumund zu verunglimpfen wagten. Seiner prachtliebenden Neigung gewährt jedoch der Herzog erst dann Befriedigung, als er für das Nothwendige und Nützliche gesorgt. In den ersten vier Jahren seiner Regierung werden nur Ausbesserungen der vorhandenen Schlösser und Kirchen, Anlegung von Pulver- und Mahlmühlen, von Klöstern und Schulhäusern befohlen; doch wird hierbei die Stadt Gitschin, als künftige Residenz, besonders bedacht und sie verdankt dem Herzoge ein rasches Emporblühen. Als er dort einzog, zählte die Stadt nicht mehr als 198 Häuser, mehrentheils mit Schindeln gedeckt, so daß Wallenstein sich öfter in seinen Briefen dahin äußerte: die Häuser zu Gitschin könnten nicht für Bürgerhäuser, sondern kaum für Bauernhütten gelten. Am widerwärtigsten ist ihm der Schmutz in den Straßen. An den Rath von Gitschin erläßt er von Mecklenburg aus ein Decret: „den Platz der Stadt und die Gassen von Koth und Unflath zu säubern." und jedem Bürger wird befohlen, „um sein Haus den Mist und Koth aus der Stadt zu schaffen." Die Befehle: „Wasser durch die Stadt zu leiten," wurden öfters eingeschärft, jedoch leistet er den Bürgern bei den von ihm angeordneten Bauten einen billigen Vorschub.

19.

Mit noch mehr Pracht wurde zu derselben Zeit „des Herzogs Haus“ zu Prag eingerichtet, ein wahrhaft königlicher Palast, der noch jetzt zum großen Theile von den Nachkommen so erhalten wird, wie der berühmte Ahnherr ihn angelegt hat. Bei einer Tiefe mit dem Garten von mehr als 500 Fuß hat dasselbe eine Fronte von 140 Fuß. Sehr reich verzierte Portale führen in den innern Raum, wo durch die Seitenflügel und Nebengebäude fünf Höfe abgetheilt waren. Die Zimmer von schönen Verhältnissen waren theils zur Aufnahme des zahlreichen Hofstaates, theils zu glänzenden Festen geräumig eingerichtet, jedoch hatte der Herzog auch die für ihn bestimmten Gemächer wohnlich und bequem anordnen lassen. Geschickte Baumeister und Fresco-Maler berief er aus Italien in seinen Dienst, und so finden wir seinen Palast im Style der Prachtgebäude der Mediceer, der Doria, der Borghese ausgeführt und ausgeschmückt. Ein großer Festsaal war mit allegorischen Figuren und mit Darstellungen aus der Geschichte der Helden alter und neuer Zeit verziert. Das Deckengemälde stellt den Herzog selbst vor als Triumphator auf dem Siegeswagen, einen leuchtenden Stern über seinem Haupte, von vier Sonnenrossen gezogen, von Victoria gekrönt. Ein zweiter Saal war ganz mit „güldenen Tapezereien von Leder“ ausgeschlagen, dessen Glanz an die prächtigen Hallen der römischen Cäsaren erinnerte. Mit geheimnißvollen Zeichen und wundersamen Bildern aus dem Kreise der Gestirne war Wallensteins Zimmer geschmückt; es lag still und abgelegen, denn der Herzog arbeitete viel, des Tages sowohl als des Nachts, da er nicht allein die großen Schicksale des Erdenlebens, die man die Weltgeschichte nennt, zu führen hatte, sondern auch in die räthselhafte Sternenschrift des Himmels sich vertiefte; um sich her forderte er ungestörte Stille, „er konnte es nicht leiden, wenn auch nur ein Spatz laut wurde.“ Eine Wendeltreppe führte aus seinem Gemach hinab in die Badegrotte, welche mit Krystallen, Muscheln und Tropfstein auf das künst-

lichste ausgelegt war, daß die Wände von dem Glanze unterirdischer Schätze wiederstrahlten. Gegen den Garten hin öffnete sich eine hohe Säulenhalle, in den Bauten des Herzogs die „loga" genannt, welche in dem Style der berühmten Loggia dei Lanzi von Orcagna in Florenz erbaut ist und diese dadurch noch an Glanz überbot, daß ihre Wände mit Fresco=Gemälden geschmückt waren. Der Garten, welcher sich unmittelbar anschloß, schien den prächtigen Anlagen der Könige zu Versailles nachgebildet zu seyn. Perlende Krystallsäulen der Springbrunnen stiegen in die Höhe, Goldfische wimmelten in den Bassins, buntgefiederte Vögel nisteten in dem, unter lebendigem Laubholz versteckten, Gegitter, ausländische Blumen und Gewächse verbreiteten Wohlgerüche, und Statuen von Erz und Marmor standen als schöne Denkmäler des klassischen Alterthums umher. Kein Raum war in dem ganzen Schlosse, der nicht von fürstlicher Pracht zeigte; vor allem der Marstall, „in welchem hundert der ausgewähltesten Leibrosse aus Krippen von Marmelstein, bei denen jeder ein Brunnen klaren Wassers entsprang," gefüttert wurden.

20.

Im großartigen Style eines englischen Parks war der Garten zu Gitschin angelegt, von wo in einer vierfachen Lindenreihe, welche 3000 Schritte lang und dreißig Schritte breit war, eine geradgezogene Straße zur Walditzer Carthause führte. Der Park, ein beinahe regelmäßiges Viereck, welches von jeder Seite 1200 Fuß maß, war nach des Herzogs eigenen Angaben angelegt und mit den seltensten ausländischen Ziergesträuchen, Bäumen und Blumen bepflanzt; acht künstliche Wasserleitungen und sechs Springbrunnen, ein Schwanenteich und ein Fasanengarten befanden sich darin. Ein Thiergarten, in welchem eine große Anzahl Rothwild gehegt wurde, und eine Musterstuterei, für welche die kostbarsten Zelter aus Italien, arabische Hengste aus der Türkei und die edelste Zucht aus Mecklenburg mit großen Kosten herbeigeschafft

wurden, befanden sich in der Nähe. Noch bevor diese Anlagen vollendet waren, schritt der Herzog schon wieder zu neuen, welche die ältern an Glanz und Größe überbieten sollten. Das Schloß zu Sagan würde, nach des gleichzeitig lebenden Carve Reisebericht, das achte Weltwunder geworden seyn, wenn es vollendet worden wäre. Hierbei war jedoch nicht allein auf das fürstliche Hoflager Rücksicht genommen, sondern mehr noch darauf, einen festen Zwinger in dem Lande zu haben. Ein mit achtzig Häusern bebauter Platz wurde geräumt, die Fundamente vier Klafter tief gelegt, die Mauern aus Quadersteinen bombenfest aufgeführt. Das Schloß hatte drei Stockwerke und ein vollständig ausgebautes Erdgeschoß, welches sein Licht durch Fenster, die im Pflasterboden der darüber liegenden Gänge angebracht waren, erhielt. Von den Schanzen und Bastionen, welche die Burg rings umgeben sollten, kamen nur vier zu Stande. Vorbereitungen zu einem ähnlichen Festungsbau hatte er für Glogau angeordnet, jedoch wollte er, wegen den Kriegsunruhen, die alten Werke nicht voreilig demoliren lassen und gab deßhalb noch wenige Monate vor seiner Ermordung strenge Befehle.

21.

In den ersten Jahren seiner Regierung bedurfte der Herzog, da er mehrentheils ein unstätes Kriegsleben führte, keinen Hofstaat; so lang er mit einem Gefolge von Hunderttausend zu Roß und zu Fuß erschien, war ihm der Troß von Marschalken, Mundschenken, Kämmerern und Hofjunkern entbehrlich. Als ihn aber der Kaiser durch die Abberufung vom Oberbefehl zu dem stillern Privatleben eines Landesherren verurtheilte, umgab er sich mit aller Pracht eines königlichen Hoflagers. Die monatliche Ausgabe für den herzoglichen Hofstaat, welche in dem ersten Jahre seiner Regierung nicht mehr als 1342 fl. betrug, beläuft sich zu Ende des Jahres 1630 auf 4673 fl. 30 kr. Zwei Verzeichnisse des herzoglichen

Hofstaats aus den Jahren 1631 und 1633 unterrichten uns genauer über das glänzende Hoflager, mit welchem der Herzog jetzt sein einfaches Feldlager vertauschte.

22.

Der Oberhofmeister, Graf Paul zu Lichtenstein, erhielt außer freier Station für sich mit 45 Personen und 48 Pferden 200 fl. monatlich; der Obrist-Kämmer, Graf Otto Friedrich von Harrach (nach ihm Graf von Dietrichstein), mit 30 Personen und 32 Pferden, 100 fl.; der Obrist-Stallmeister, Graf Julius zu Hardegg, mit 30 Personen und 37 Pferden, 100 fl.; der Vice-Stallmeister von Breuner mit 30 Personen und 35 Pferden, 50 fl.; der Geheime-Rath von Oelß mit 18 Personen und 20 Pferden, 100 fl. Von den 24 Kammerherren, von denen jedem 10 bis 15 Personen und 20 Pferde gehalten wurden, erhielten die sechszehn ersten 40, die übrigen 30 fl. monatlich; eben so die Silber-Kämmerer, Mundschenken, Vorschneider mit ihrem zahlreichen Gefolge in Keller und Küche. Als der Herzog im Jahre 1632 den Oberbefehl wieder übernahm, begleitete ihn sein ganzer Hofstaat in das Feld, wodurch sein Troß ungemein vermehrt ward. In dem Verzeichniß der Stallpartei werden ausschließlich für den Dienst des Herzogs aufgeführt: 30 Leibpferd und Paßgänger; 70 Klepper, 15 Sänften- und Tragroß, 530 Bagageroß und 260 Roß für die Bagageknecht. Die „Kuchelpartei" (Küche) zählte 64 Personen, die Kriegskanzlei 69 Personen mit 36 Pferden; die Partei der „Fürschneider," bei welcher sich die Leibärzte, Hofbalbirer, Apotheker und auch der Astrolog Johann Baptista Zenno eingeschrieben finden, zählte 87 Personen und 128 Pferde. Nach dem Verzeichnisse vom Jahre 1633 zählte der ganze Hofstaat des Herzogs 899 Personen und 1072 Pferde. Auf jede Person wurden täglich 2 Pfund Brod, 2 Pfund Fleisch und zwei Maaß Bier gereicht, welches wöchentlich 12,586 Pfund Brod, eben so viel Fleisch und eine gleiche Anzahl Maaß Bier

betrug. Hafer wurde auf jedes Pferd täglich ½ Viertel gerechnet, welches nach damaligem böhmischem Maaß wöchentlich 938 Strich betrug.

23.

Ueber das tägliche Bedürfniß des herzoglichen Hofhaltes unterrichtet uns folgender

Provision-Zettel
auf J. F. Durchl. Küchen, einen Tag.

NB. Es werden J. F. Durchl. ungefähr mit 1500 Pferd und 800 Personen ankommen.

2 gute Ochsen
20 Hämmel
10 Heuer
4 Kälber
1 gutes Schwein
2 Seiten Speck
1 Tonne Butter
¼ Tonne ungesalzene Butter
¼ Salz
40 junge Hühner
15 alte Hühner
4 italienische Hahnen
12 Gänse
6 Schock frische Eier
70 Maß Milch
600 Laiblein Weißbrod
400 Laiblein Roggenbrod
2 Scheffel Weißmehl
8 Tonnen gutes Bier
2 Tonnen Rheinwein für die fürstl. Tafel
4 Eimer Frankenwein
1 Eimer Weinessig
1 Eimer Bieressig

1 Pf. Saffran (gestoßen)
2 — Pfeffer (gestoßen)
2 — Ingwer (gestoßen)
1 — Näglein (gestoßen)
1 — Zimmt
3 — ganzen Zimmt zum Wassersieden
1 — Muscatblut
¼ — Muscatnüsse
20 — Reis
10 — Mandeln
3 — Spinellen
3 — Mandeln in der Schale
5 — Weinbeerlein
5 — große Rosinen
6 — Pranuellen zu Torte
5 — Citronat
6 — Oliven
4 — Kapern
10 — Baumöl
20 — weißen Zucker
20 — Küchenzucker
6 — weiße Wachslichter

10 Pf. gelbe Wachslichter
20 — Inschlutlichter
10 — Seife
2 — Sterke
4 — blaue Sterke
30 Stück frische Citronen
20 gesalzene Lemonien
20 Pomeranzen
20 Tafel=Pfefferkuchen
5 Dutzend Nürnberger Lebzelter

Konfekt.

2 Pf. überzogene Mandeln
2 — Nägerln
2 — Citronen
2 — Pomeranzen
2 — Kümmel
1 — überzogenen Ingwer
2 — Coriander
2 — Zimmt
2 — Pistezen
2 — Eis u. s. w.

An Garten=Gewächs:

1 Viertel Erbsen
1 — Zwiebeln
1 — weiße Rüben
1 — gelbe Güben
Petersilien
allerlei Sallat
Kirschen
Erdbeeren roth und schwarz
Artischocken
Erbsenschoten und sonsten allerlei Obst

Sonsten noch mehr:

2 Wagen Kohlen
Holz nach Nothdurft
Töpfe soviel von Nöthen.

24.

Mit einem fast orientalischen Aufwande war die Silberkammer des Herzogs ausgestattet. Sowohl am Hoflager als im Felde wurde an der Tafel des Herzogs nur von stark vergoldetem silbernen Geschirr gespeist. Der Silberkammer stand ein Obrist=Silberkämmerer (Ladislaus Litzeck) vor, unter dessen Befehl eine große Anzahl Silberdiener, Silberwäscher, Truchsesse, Edelknaben, Tafeldecker, so wie 50 Trabanten gestellt waren. Nach einem vorgefundenen Verzeichniß „des Silbers, so zu Genua gemacht worden,“ betrug dasselbe an Gewicht 1036 Mark, und zwar: übergoldetes 427 Mark, eine jede zu 16 Thaler, thut 7552 Thlr.; weißes Silber 564 Mark, eine jede zu 12 Thlr., thut 6768 Thlr., Summa 14,320 Thlr. Es befanden sich dabei: 100 übergoldete Teller, 50 gemeine Schüsseln, 12 Realschüsseln u. s. w. Außerdem finden sich ähnliche Verzeichnisse des Silbers, „so zu Prag von Philipp Junkern, Goldschmidt,“

und des Silbers, so zu Augsburg angefertigt worden," vor. Die Feldsilberkammer enthielt an Gewicht gegen 1000 Mark; darin befanden sich zehn Dutzend Teller zu 240 Mark, zehn Dutzend Schüsseln zu 476 Mark, 24 Einsatzbecher u. s. w.

25.

Nicht minder prachtvoll war der Hofstaat der Herzogin; bei ihr hatten ebenfalls ein Oberhofmeister mit einer Anzahl Kammerherren und Edelknaben, eine Oberhofmeisterin mit 5 Edelfräulein den Dienst. In mehreren Rechnungen finden wir Belege, wie freigebig und splendid der Herzog fur seine Gemahlin sorgte. Für venezianische Tapezerei in 4 Zimmern der Herzogin werden 690 fl. und einem Juden für niederländische Tapeten 500 fl.; einem Maler für die Stuck, so in der Herzogin Zimmer gestellt, 606 fl., und für die Knöpfe auf Ihro Gnaden Kleid 660 fl. gezahlt

26.

Die lebendigste Schilderung von dem Hoflager des Herzogs zu Prag gibt uns der schon oben erwähnte gleichzeitige Carve, der in seinem Reiseebericht erzählt, wie in dem Schloß eine Leibgarde von 50 Trabanten die Wache hielt, während andere vor dem Schloß und auf den Straßen für Ordnung und Ruhe sorgen. Von 16 Kammerherren hatten täglich 6 Barone den Dienst, rittermäßige, adelige Herren, außerdem 60 Edelknaben, für deren Ausbildung zum Kriegs- und Staatsdienst mehr noch, als für Einübung unnützen Hofdienstes von dem Herzoge gesorgt wurde; an Galatagen erschien der Hofstaat in blauem Sammet, mit carmosinrothen Aufschlägen und silbernen Schnüren, in rothen Strümpfen und cordoanischen Niederschuhen. Einen nicht minder stattlichen

Aufzug machte das Frauenzimmer der Herzogin, und für die Edelfräulein wurden eben so, wie für die Pagen, auf das Freigebigste gesorgt.

27.

Unser irländischer Kaplan erzählt ferner, daß der Herzog, wenn er sich auf Reisen oder in das Feldlager begab, 50 Carossen, jede mit 6 Pferden, bei sich hatte. Die Küchenpartei fuhr auf 50 vierspännigen Wagen, die Hofdienerschaft in 10, mit Glasfenstern versehenen, sechsspännigen Wagen, 50 Stallknechte führten die 100 Leibroß des Herzogs. Da Carve sehr bald nach Wallensteins Ermordung sein Buch öffentlich bekannt machte, so dürfen wir nicht glauben, daß er sich bei seinen Schilderungen ungemessene Uebertreibungen erlaubt habe. „Der Herzog selbst hielt sich — wie ein gleichzeitiger Berichterstatter (Dr. Schupp) erzählt — nicht prächtig in Kleidern; er trug rothe Beinkleider (noch gegenwärtig die Auszeichnung der östreichischen Generale), einen Koller und darin etwa ein Paar Aermel von Kanvas; desto sauberer hielt er seine Dienerschaft in der Kleidung.“ — Diese Angaben scheinen sich aus den vorgefundenen Schneiderrechnungen in so fern zu bestätigen, als sich daraus ergibt, daß der Herzog in der Wahl der Farben sehr bescheiden war. Die mehrsten seiner Kleider waren aschefarben, leberfarben, nägelbraun, das Zeug dazu: Rasch, Boy, spanisches Tuch, Barikon; sogar 5 Wämser von Leinwand kommen darin vor; den Mantel jedoch trug er von Scharlach. Aus dergleichen Rechnungen wissen wir auch, daß der Herzog für ein Paar „weiße corduanische gewichste Stiefeln“ 5 Thaler bezahlte, welche er sich wegen des Podagra's mit Pelz füttern ließ. Für 4 ganze Kastorhüte, welche er sich aus Hamburg kommen ließ, wurden 52 Thaler, und für 2 graue Regenhüte 8 Thlr. bezahlt. Für Spitzen und Borten auf 2 Dutzend Kragen und Tatzeln (Manschetten) wurden 97 Thlr. und für ein Paar „Häntschen“ (Handschuh) 4 fl. 12 kr. bezahlt.

28.

Bei aller Genauigkeit, mit welcher sich eine jede, auch die kleinste Ausgabe genau aufgezeichnet findet, vermissen wir doch nirgend fürstlichen Aufwand. Als Zeichen desselben wird gewöhnlich angeführt, daß sich die angesehensten Grafen und Edelleute Böhmens und Oestreichs zu Wallensteins Diensten drängten und mehrere Kammerherren dem Kaiser den Schlüssel zurückgaben, um bei dem Herzoge aufzuwarten. Beschränkte sich aber die gerühmte Freigebigkeit einzig und allein auf diese vornehmen Schranzen, so würde sie leicht zu dem Verdacht Veranlassung geben, daß sie nicht absichtslos, sondern auf eitles Sich zeigen wollen, oder auf Gegendienste berechnet war. Uns liegen jedoch vielfältige Zeugnisse wahrhaft fürstlicher und dabei gutgemeinter Freigebigkeit vor, und wenn dem Biographen vergönnt ist, auch die geringsten Charakterzüge zur Vervollständigung seines Bildes aufzunehmen, so darf erwähnt werden, daß der Herzog durchaus nicht mit den Trinkgeldern knauserte, wie es nur zu oft bei vornehmen und reichen Herren der Fall ist, woraus man auf eine, durch alle Verhältnisse durchgehende Kargheit des Geistes und Herzens zu schließen Ursache hat. Die kleinste Gefälligkeit, die ihm erwiesen wird, läßt er nicht unbelohnt und seine Gewissenhaftigkeit hierin wird zuweilen zur zartesten Aufmerksamkeit. Er erinnert daran, die Trinkgelder für die Gärtner nicht zu vergessen, welche „für J. F. G. der Herzogin Nothdurft schöne riechende blaue Veilchen in Dero Garderobe eingeschickt,“ so wie für die Weingärtner, welchen anbefohlen wurde, „bei dem Rebenschnitt im Frühjahr den Saft aus den weißen Reben in Flaschen zu fassen, und denselben, so wie die Asche der dürren, verbrannten, rothen Reben der Herzogin einzusenden.“ Aus den Reisetagebüchern ergibt sich, daß der Herzog kein Quartier ohne Trinkgeld verließ. „Zu Mährisch-Tribau, da J. F. G. gefrühstückt haben, Trinkgeld gegeben 2 Thaler, desgleichen den Einheizern gegeben 1 Thaler, in die Kuchel (Küche) 1 Thaler. — Zu Leutomischel, wo J. F. G. zu Nacht

geblieben, 20 Thaler, zweien Boten, welche den Weg gewiesen haben, 2 Thaler. Von Leutomischel bis auf Königgrätz den Bauern, welche vorgespannt haben, Trinkgeld 10 Thaler. Da J. F. G. zu Königgrätz über Nacht geblieben, Trinkgeld 10 Thaler. — Zu Getzin, da J. F. G. in der Kirche gewest, für die armen Leut ausgetheilt 4 Thaler und abermals 6 Thaler." — Die Einladungen zu Kindtaufen und Hochzeiten armer Leute kommen häufig vor, sie werden nie abgelehnt und das Geschenk nie vergessen. „Dem Balthasar Tiel zur Kindtauf lassen J. F. G. geben durch die Kammer 30 fl.; dem Jan Smrtschka Forstmeister zur Kindtauf des Töchterleins 100 fl. — Zur Einkaufung eines Bechers zum Präsent auf des Unterkuchelmeisters Hochzeit gegeben 150 fl. — Hoseas Lendt, Hofbalbier, der J. F. G. zur Ader gelassen, gegeben 30 fl. — Justo Stroppero, Doctor, der bei J. F. G. Aderlaß gewesen, gegeben 50 fl."

Hielt sich der Herzog bei dergleichen Ausgaben in den Grenzen haushälterischer, wenn gleich seinem Stande angemessener, Freigebigkeit, so sind dagegen die Geschenke, die er an seine Offiziere und Regimenter nach glücklichen Gefechten macht, bei den so oft beschränkten Mitteln und der geringen Aussicht auf Wiedererstattung von Seiten des Kaisers, verschwenderisch zu nennen.

29.

Mit großer Freigebigkeit beschenkte der Herzog die Tapfern nach dem Gefecht bei Nürnberg. In einem Schreiben aus dem Feldlager vor Nürnberg vom 11. September 1632 wird darüber berichtet: „Sonsten hat der Herzog den verwundeten Offizieren und gemeinen Soldaten, sowohl bei der kaiserlichen als kur-bairischen Armada zu ihrer Ergötzlichkeit und besserer Verpflegung Recompense an Geld austheilen lassen, also daß jeglicher O erst 1000 Thaler, Oberstlieutenant 500 Thaler, Oberst-Wachtmeister 400 Thaler und also gradatim den anderen Offizieren ihre proportionirte quota, dem gemeinen Reiter

aber 15 Thaler und dem Musketierer 10 Thaler gegeben worden. Darauf etliche und zwanzigtausend Thaler gangen, welches bei jeglichem Soldaten eine sondere Liebe und Begierde zum Weiterfechten erwecken thut."

Kamen Gäste, so mußte es immer splendid bei ihm hergehen und schon aus weiter Ferne gab er hierzu seine Aufträge. An den friedländischen Secretair und Rath, Graf Hans von Ehrenfeld, schreibt er aus Rendsburg im Holsteinschen vom 8. October 1627: „Zu End des Monats November werd ich zu Gitschin seyn, laß für mich Alles verfertigen. Erhalt ich nicht Erlaubnis vom Hof gen Haus zu verreisen, so will ich begehren ganz dimittirt zu werden. . . . Jetzo will ich zu Gitschin wohnen. So weiß ich, daß vom Hof immer Gäste kommen werden; derowegen schau, daß im Hause ein vier Appartementer recht zugerichtet werden und in der Stadt andere vier, damit ich die logiren kann. Roßställe, daß zur Genüge angerichtet werden. Summa schau was allenthalben von Nöthen zum logiren, tractiren, daß niemals nichts manquirt. Dieß denke nicht, daß ich Kurzweil halber schreibe, sondern, daß ich will, daß es also geschehe. Geschiehts nicht, so glaube, daß du allen Kredit bei mir verlieren wirst. — Weintrauben und anderes Obst laß alsbalden die Nothdurft verschaffen. Veltuliner Wein ist nicht mehr Noth anher zu schicken, denn ich nicht bedacht, denselben den Winter hier zu trinken."

---

aber 15 Thaler und dem Musketierer 10 Thaler gegeben worden. Darauf etliche und zwanzigtausend Thaler gangen, welches bei jeglichem Soldaten eine sondere Liebe und Begierde zum Weiterfechten erwecken thut.«

Kamen Gäste, so mußte es immer splendid bei ihm hergehen und schon aus weiter Ferne gab er hierzu seine Aufträge. An den friedländischen Secretair und Rath, Graf Hans von Ehrenfeld, schreibt er aus Rendsburg im Holsteinschen vom 8. October 1627: „Zu End des Monats November werd ich zu Gitschin seyn, laß für mich Alles verfertigen. Erhalt ich nicht Erlaubnis vom Hof gen Haus zu verreisen, so will ich begehren ganz dimittirt zu werden. . . . Jetzo will ich zu Gitschin wohnen. So weiß ich, daß vom Hof immer Gäste kommen werden; derowegen schau, daß im Hause ein vier Appartementer recht zugerichtet werden und in der Stadt andere vier, damit ich die logiren kann. Roßställe, daß zur Genüge angerichtet werden. Summa schau was allenthalben von Nöthen zum logiren, tractiren, daß niemals nichts manquirt. Dieß denke nicht, daß ich Kurzweil halber schreibe, sondern, daß ich will, daß es also geschehe. Geschiehts nicht, so glaube, daß du allen Kredit bei mir verlieren wirst. — Weintrauben und anderes Obst laß alsbalden die Nothdurft verschaffen. Veltuliner Wein ist nicht mehr Noth anher zu schicken, denn ich nicht bedacht, denselben den Winter hier zu trinken.“

aber 15 Thaler und dem Musketierer 10 Thaler gegeben worden. Darauf etliche und zwanzigtausend Thaler gangen, welches bei jeglichem Soldaten eine sondere Liebe und Begierde zum Weiterfechten erwecken thut.«

Kamen Gäste, so mußte es immer splendid bei ihm hergehen und schon aus weiter Ferne gab er hierzu seine Aufträge. An den friedländischen Secretair und Rath, Graf Hans von Ehrenfeld, schreibt er aus Rendsburg im Holsteinschen vom 8. October 1627: „Zu End des Monats November werd ich zu Gitschin seyn, laß für mich Alles verfertigen. Erhalt ich nicht Erlaubnis vom Hof gen Haus zu verreisen, so will ich begehren ganz dimittirt zu werden. . . . Jetzo will ich zu Gitschin wohnen. So weiß ich, daß vom Hof immer Gäste kommen werden; derowegen schau, daß im Hause ein vier Appartementer recht zugerichtet werden und in der Stadt andere vier, damit ich die logiren kann. Roßställe, daß zur Genüge angerichtet werden. Summa schau was allenthalben von Nöthen zum logiren, tractiren, daß niemals nichts manquirt. Dieß denke nicht, daß ich Kurzweil halber schreibe, sondern, daß ich will, daß es also geschehe. Geschiehts nicht, so glaube, daß du allen Kredit bei mir verlieren wirst. — Weintrauben und anderes Obst laß alsbalden die Nothdurft verschaffen. Veltuliner Wein ist nicht mehr Noth anher zu schicken, denn ich nicht bedacht, denselben den Winter hier zu trinken."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen

Bd.: 3

Stuttgart (1838)

H.misc. 368 r-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739831-3